

Zu Baudelaire

Die Interpretation von "Les Chats" (Nr. 66 der "Fleurs du Mal").

Analyse des Titels.

"Les chats" (Die Katzen)

Da der Titel vom Autor selbst stammt und damit integraler Bestandteil des Werks ist, muß er in die Sequenzanalyse eingeschlossen werden. Allerdings konstituiert er eine eigene hierarchische Textebene, insofern er den gesamten Werktext, auf den er sich summarisch bezieht, kenntlich macht, etikettiert, zusammenfaßt und auf ein wesentliches oder prägnantes Merkmal hin abstrahiert. Ein Titel kann also die wesentliche, zentrale Thematik des Werkes, ein typisches Thema oder eine prägnante Einzelheit benennen. Er hat das Werk selbst zum Gegenstand und konstituiert damit eine eigene Textebene. "Les chats" kann sich nur auf ein zentrales Thema beziehen, weil es lapidar eine Tiergattung substantivisch benennt wie das Kapitel in einem zoologischen Lehrbuch.

Kontrastieren muß man nun als erstes die vom Autor gewählte Form mit anderen möglichen. Es liegen nur drei Dimensionen der Variation vor: Der Numerus, das Genus und die Wahl des Artikels, also Singular oder Plural sowie weibliches oder männliches Geschlecht einerseits, und bestimmter oder unbestimmter bzw. gar kein Artikel andererseits.

Hier zeigt sich sogleich ein elementares Prinzip der objektiv hermeneutischen Sequenzanalyse. Um die objektive Bedeutung eines Ausdruckselementes zu bestimmen, muß man es kontrastieren mit den gedankenexperimentell konstruierbaren Varianten innerhalb desselben allgemeineren Typs, weil nur dann die tatsächlich gewählte Form durch Differenz zur objektiv möglichen, aber ausgeschlossenen nächst-ähnlichen Form in ihrer Gestaltungsfunktion evident wird und explizit zur Geltung kommt. Nun ist wichtig zu sehen, daß diese Kontrastbildung nicht einfach einer klassifikatorischen Logik folgt, nach dem Modell der Definitionenlehre von "Differentia specifica" und "Genus proximum", sondern in sich schon das Modell der Sequenzanalyse erfüllt. Indem ich nämlich an einer bestimmten Sequenzstelle, ausgehend von dem tatsächlich vorliegenden Ausdruckselement, neben den syntagmatischen Anschlußmög-

lichkeiten die paradigmatisch formal äquivalenten Ersetzungen kontrastiere, markiere ich den an dieser Sequenzstelle gegebenen latenten Spielraum von objektiven Möglichkeiten, die nach geltenden generativen Regeln eröffnet waren und unter denen der Textautor in der Gestaltung der notwendig sequentiellen textlichen Ausdrucksgestalt wählen mußte - ob bewußt oder unbewußt, ist dabei völlig gleichgültig.

Es ist diese kontrastive gedankenexperimentelle Ausspannung eines Spielraums von objektiven Möglichkeiten an einer gegebenen Sequenzstelle zugleich die für jede Strukturanalyse elementare Operation der notwendig gleichzeitigen Explikation von Gemeinsamkeit und Differenz bezüglich der thematischen Untersuchungsgegenständlichkeit. Was differenziert einen konkreten Gegenstand (d.h. Zustand, Ereignis, oder Ding) von einem anderen, mit dem er ansonsten in wesentlicher Hinsicht vergleichbar ist.

Natürlich kann der Rahmen bzw. das Kriterium der Vergleichbarkeit verschieden abstrakt und damit verschieden weit von der konkreten Eigenart eines thematischen Gegenstandes entfernt sein. Mit der Entfernung verändert sich die relative Weite bzw. Enge, anders ausgedrückt: die Kategorialität der Variationsmöglichkeiten. Im gegebenen Falle könnte ich z.B. die Semantik des Nomens, also die kategoriale Ordnung von mit Katzen vergleichbaren Tieren (d.h. andere Haustiere, oder weiter gefaßt: Raubtiere, oder - noch weiter gefaßt - : Säugetiere) zusätzlich in die Kontrastierung einbeziehen und mich fragen, was es bedeutet, daß der Autor nicht Hunde, sondern Katzen zum zentralen Thema macht. Dann würde ich, was bei einer engeren Betrachtung als Gemeinsamkeitsmaßstab dient, als Differenz setzen.

Geht man, wie hier und wie in allen Fällen der sequenzanalytischen Interpretation eines vorliegenden Textes, von einer gegebenen Ausdrucksgestalt aus, dann ist es natürlich für deren konkrete Aufschließung am günstigsten, wenn man die einbettende Kategorie, also den Maßstab für Gemeinsamkeit bzw. Vergleichbarkeit, möglichst nahe an der Gegebenheit wählt bzw. beläßt, damit auch relevante und nicht triviale Verschiedenheit aufgeschlossen wird. Die nächstmögliche Einbettungsebene, die minimal notwendig ist, um Variation kontrastiv zum Gegebenen zwingend als Spielraum von objektiven Möglichkeiten zu eröffnen, ist hier tatsächlich die der Belegung der Artikelstelle bzw. des "modifiers" des Nomens und der Wahl des Numerus und des Genus. Dabei gehe ich von der Entschiedenheit in der Wahl des Nomens selbst als nächsthöherer Variationsebene aus. Anders ausgedrückt: Wenn ich erst ein-

mal das Thema "Katzen" für verankert und nicht weiter veränderbar unterstelle, also als Rahmen von Gemeinsamkeit wähle, dann sind das die drei möglichen Variationsdimensionen, die überhaupt in Frage kommen, und die dem Autor für die Gestaltung offenstanden, sofern er einen Text mit dem Zentralthema "Katzen" produzieren wollte.

Man könnte natürlich diesen vom Autor mit der Überschrift festgelegten Bedeutungsrahmen seinerseits noch einmal erweitern und damit für variierbar halten. Dann würde man sich fragen, warum der Autor gerade dieses Thema behandelt. Man hätte dann schon die Grenze der immanenten Werkanalyse überschritten und wäre in jene "Biographisierung" übergegangen, die hier mit der immanenten Aufschließung des Werkes als einer Fallrekonstruktion, die sich mit der Rekonstruktion des tatsächlichen biographischen Falles des Autors aufschlußreich nur zur Deckung bringen läßt, wenn beide Rekonstruktionen methodisch voneinander unabhängig bleiben, gerade nicht intendiert ist. Eine etwas andere Frage ist es, ob nicht vorweg der ganze "Bedeutungshof" von "les chats" ausgeleuchtet werden sollte. Methodisch spricht zunächst grundsätzlich nichts dagegen. Ich unterlasse es hier aus zwei Gründen: Zum einen ist damit die Gefahr verbunden, die Grenze zur freien Assoziation, einer Technik der (Psycho-)Analyse (in der Praxis) qua Materialproduktion, aber nicht einer Methode der Erschließung, aufzuheben. Zum zweiten muß an späterer Stelle ohnehin, wenn es um eine notwendige Einbeziehung von Kontextwissen über Katzen geht, diese Thematik in einer methodisch anderen und passenderen Konstellierung nachgetragen werden.

Da die Wahl des Geschlechts zwar prinzipiell offen, aber doch mit asymmetrischen Wahrscheinlichkeiten vorbelegt ist, soll diese Variationsdimension vor die Klammer gezogen werden. Zwar werden auch im Französischen "chat" und "chatte" unterschieden, aber ähnlich wie im Deutschen das weibliche "Katze" (statt "Kater") generalisierend für die Bezeichnung der Gattungszugehörigkeit überhaupt benutzt wird, so im Französischen das männliche "chat". Deshalb kann aus der Wahl dieses Genus nicht geschlossen werden, daß der Titel auf männliche Katzen abhebt. Er meint vielmehr Katzen überhaupt.

Wenden wir uns nun als erstes der Möglichkeit der Variation des Numerus, also dem Kontrast von "die Katzen" und "die Katze" zu, lassen also nur den Numerus, aber nicht die Bestimmtheit des Artikels variieren. Sofort wird klar, daß der Singular, wenn er sich nicht auf eine bestimmte, in einem übergeordneten Rahmen schon thematisch eingeführte einzelne Katze bezieht, die Katze als solche

meint, also das Wesen dieser Gattung thematisiert, d.h. das, was normalerweise alle Exemplare dieser Gattung bestimmt. Im Kontrast dazu meint der Plural nicht so sehr die systematische Gemeinsamkeit aller Katzen als Gattung, sondern das, was man über Katzen als Gattung überhaupt alles Interessantes sammeln und erwähnen kann, ohne dabei einen Anspruch auf systematische Abgrenzung zu erheben. Man kann dabei auch eine ganz subjektive Sichtweise wählen, während man im Singular eher wie ein Wissenschaftler mit Anspruch auf das allgemein Bedeutsame und Wesentliche, d.h. systematisch argumentieren müßte.

Das gilt allerdings nur unter der Voraussetzung der Verwendung des bestimmten Artikels, wie er im Titel ja auch vorliegt. Kontrastieren wir nun die Verwendungsweisen des Artikels, dann ergibt sich Folgendes. Im Singular steht neben der Variation von bestimmtem und unbestimmtem Artikel noch die dritte Möglichkeit der Tilgung wie bei einem Eigennamen zur Verfügung. Im letzteren Falle würde eine bestimmte Katze oder ein idealisierter Prototyp gewissermaßen angerufen werden. Bei der Verwendung des unbestimmten Artikels ("eine Katze") müßte man eigentümlicherweise die exemplarische Schilderung einer bestimmten Katze erwarten, weil hier im Titel mit dem unbestimmten Artikel nicht so sehr die Austauschbarkeit des singulären Objekts, sondern die Voraussetzungslosigkeit seiner Beschreibung und damit deren Autonomie akzentuiert würde. Man muß die Katze gerade nicht als bestimmte vorweg gekannt haben, um der Schilderung folgen zu können. Dagegen liefe die Verwendung des bestimmten Artikels ("die Katze") genau wegen dieser Relevanzbedingung des Textes, der so überschrieben ist, darauf hinaus, das explizieren zu wollen, was man, obwohl man natürlich verschiedene Katzen kennt, über die Systematik der Gattung, also über die nicht sichtbare Gesetzmäßigkeit im Hintergrund trivialerweise noch nicht weiß. Die Funktion, die sich mit der Bestimmtheit des Artikels verbindet, wird also durch die Sequenzstellung des Titels und die dafür geltenden Relevanzbedingungen noch einmal umgerahmt.

Im Plural wäre natürlich die Verwendung des unbestimmten Artikels logisch unsinnig, denn die Kontrastierung zwischen bestimmt und unbestimmt macht ja nur Sinn bei einem einzelnen Exemplar oder einer konkreten Teilmenge, also einem Partikular. Deshalb haben wir im Plural nur den Kontrast zwischen der expliziten Verwendung eines Artikels, der nur ein bestimmter sein kann, und der Tilgung des Artikels an der Artikelstelle vor uns. "Katzen" wäre eine Überschrift, in der eine subjektiv beliebige Auswahl

von Katzen thematisch wäre¹. Man müßte einen Text erwarten, in dem beliebig und unterhaltsam, also anekdotisch über Katzen geplaudert würde. Dagegen richtet sich die Verwendung des bestimmten Artikels ("die Katzen")², wie sie hier tatsächlich vorliegt, auf etwas, das zwar an den Katzen als Gattung wesentlich ist, das aber dennoch nicht im biologisch-wissenschaftlichen Verständnis systematisch und objektiv ist, sondern die Subjekte je nach ihrer Empfänglichkeit und Verfassung je unterschiedlich erreicht. Wenn man also an den Katzen etwas Außeralltägliches, Geheimnisvolles, vielleicht Mythisches und Fabelhaftes, etwas, das über sie als biologisch-erfahrungswissenschaftlichen Gegenstand hinausweist, das die Katzen auf geheimnisvolle Weise verkörpern, das aber als solches ihnen wesentlich zukommt und sich nicht auf idiosynkratische Verhältnisse einzelner Menschen mit den Katzen beschränkt, erfassen möchte, dann müßte man wie hier den Plural kombiniert mit dem bestimmten Artikel verwenden.

Damit ist von vornherein der Akzent auf ein ästhetisch oder mythisch Wesentliches an den Katzen gelegt, das über sie als biologische Tatsache hinausweist.

Die Sequenzanalyse des Gedichts.

"Les amoureux fervents et les savants austères"
(Die glühenden Verliebten und die strengen Gelehrten)

¹ DESHALB HAT DIE TILGUNG DES ARTIKELS PARTIELL EINE VERGLEICHBARE FUNKTION WIE DAS UNBESTIMMTE ZAHLWORT "EINIGE". ABER ICH TEILE NICHT DIE INTERPRETATION, "EINIGE" SELBST ALS UNBESTIMMTEN ARTIKEL IM PLURAL ANZUSEHEN, DENN IN OPPOSITION DAZU STEHT NICHT "DIE", SONDERN "ALLE". HINZUKOMMT, DASS DIE TILGUNG DES ARTIKEL AUCH DIE MÖGLICHKEIT IMPLIZIERT, WENN AUCH NICHT BETONT, DASS VON KATZEN ÜBERHAUPT, ALSO VERGLEICHBAR "ALLEN KATZEN", WENN AUCH NICHT IM SINNE STRENGER ALL-QUANTIFIZIERUNG, DIE REDE IST.

² NATÜRLICH KANN BEI DER VERWENDUNG DES BESTIMMTEN ARTIKELS IM PLURAL AUCH EINE BEGRENZTE MENGE VON KATZEN GEMEINT SEIN, SOFERN DIESE ENTWEDER VOM SPRACHLICHEN ODER VOM AKTUELLEN, SITUATIVEN KONTEXT DER SPRECHER UND HÖRER ZUVOR IDENTIFIZIERT WORDEN IST UND INSO FERN ALS IN REDE STEHENDE GESAMTMENGE GILT. DANN HEISST "DIE KATZEN" EINFACH "ALLE KATZEN, VON DENEN ZUVOR SCHON DIE REDE WAR". DIESE LESART SCHEIDET ABER FÜR EINE ÜBERSCHRIFT, DIE JA WEDER AUF EINE VORAUSGEHENDE SPRACHLICHE NOCH AUF EINE AKTUELL-SITUATIVE IDENTIFIKATION SICH STÜTZEN KÖNNTE, WENN SIE DIE TEXTLINGUISTISCHEN REGELN EINER ÜBERSCHRIFTEN-FORMATION EINHALTEN WOLLTE, VON VORNHEREIN AUS UND BRAUCHT DESHALB AUCH NICHT WEITER BERÜCKSICHTIGT ZU WERDEN.

In der ersten Zeile werden zwei Kategorien von Menschen verbunden und als Agens bzw. als mögliches Akkusativ-Objekt, d.h. als mögliche Sache festgesetzt, durch die ein Vorgang oder Zustand hervorgerufen wird oder auf die ein Vorgang sich bezieht. Mit dieser Verbindung von zwei Nomen wird auf der Bedeutungsebene ein bestimmtes Bild evoziert. Wenn Verliebte und Gelehrte so verbunden werden, dann wird explizit thematisch, was sie bei aller Verschiedenheit gemeinsam haben. Diese Gemeinsamkeit ist um so aufschlußreicher und konturierter, je augenfälliger, wie hier, ihre Differenz ist. Eine solche Konjunktion schließt ein "trotzdem" bzw. "obwohl" ein. Zunächst die auffällige Verschiedenheit der beiden Kategorien bzw. Typen. Sie ist auf den ersten Blick so groß, daß eher die Unterstellung einer Gemeinsamkeit stutzig macht und erklärungsbedürftig ist. Denn Verliebte sind tendenziell um ihren Verstand gebracht durch ihren aktuellen affektuellen Zustand, während Gelehrte sich möglichst emotionslos und nüchtern, d.h. unvoreingenommen und methodisiert einer Sache zuwenden sollen.

Das wird auch durch die nachgestellten Attribute betont. Die Verliebten sind "glühend", d.h. erhitzt im Sinne einer auf lustvolle Entladung angelegten Spannung, und die Gelehrten "streng" und dem triebhaften Genuß vollkommen abhold. Die Stellung der Attribute nach dem Nomen präsupponiert, daß es sich nicht um restriktive Eigenschaften handelt, d.h. nicht diese bestimmte Unterklasse von "glühenden Verliebten" (im Kontrast zu nicht-glühenden) bzw. von "strengen Gelehrten" (im Kontrast zu nicht-strengen) zentralthematisch ist, sondern um nicht-restriktive Eigenschaften, die ohnehin aus der Semantik des Nomens im Sinne typischer Eigenschaften schon folgen. Es wird mit dem attributiven Gebrauch dieser Eigenschaftswörter also nur eine Akzentuierung von etwas vorgenommen, was ohnehin schon thematisch ist. Damit wird die Verschiedenheit der beiden Kategorien von Menschen akzentuiert.

Aber indem sie durch das "und" vereinigt werden, geht die Thematisierung der noch akzentuierten Verschiedenheit dialektisch in die Thematisierung der Gemeinsamkeit über. Dem widerspricht keineswegs, daß im Prädikat des erst eingeleiteten Satzes weiterhin Aussagen über die Verschiedenheit dieser beiden Kategorien enthalten sein können, z.B. in der jede Gemeinsamkeit verleugnenden Form: "haben nichts gemeinsam". Selbst dann würde allein die Form der Konjunktion auf die Möglichkeit bzw. Unterstellung einer Gemeinsamkeit verweisen, auf deren Folie oder durch deren Erwartung erst die Feststellung der radikalen

Verschiedenheit ihre Trivialität verliert und Relevanz gewinnt.

Also ist es geboten, sequenzanalytisch schon vor der Kenntnis des Satzprädikates die mögliche Gemeinsamkeit der so verschiedenen Kategorien von Menschen zu bestimmen. Das Merkmal "Mensch" wäre zu allgemein, d.h. eine zu weit von der Verschiedenheit entfernte, deshalb zu triviale Gemeinsamkeit, als daß sie noch etwas erschließen würde. Was ist es dann? Radikal verschieden sind die "glühenden Verliebten" und die "strengen Gelehrten" nämlich in dem Maße, in dem sie darin übereinstimmen, ganz jenseits aller Routine, als ganze Menschen von dem, was ihre Kategorialität konstituiert, in den Bann geschlagen zu sein: die Verliebten von ihrem Partner und die Gelehrten von ihrem Forschungsgegenstand (Das ist übrigens der Grund, weswegen ich die Übersetzung "Weise" an Stelle von "Gelehrte" für weniger gut halte.) Diese Absorption, einmal durch einen Partner, das andere Mal durch eine Sache, geht tendenziell in beiden Fällen so weit, daß die davon betroffenen Menschen für anderes nicht mehr empfänglich und berührbar sind, also aus der übrigen Realität, aus dem Alltag und aus der Ansprechbarkeit durch die gesellschaftliche Allgemeinheit tendenziell ausgeschieden sind, was sich bei den Verliebten in ihrer Verrücktheit und Blindheit, der "folie à deux", und bei den Gelehrten in ihrer Weltfremdheit und sprichwörtlichen Zerstreutheit äußert. Beide Gruppen sind in ihrer Absorption und gesteigerten Hingabe also ganz einseitig geworden.

Das Objekt der jeweiligen Hingabe allerdings akzentuiert noch einmal die radikale Verschiedenheit. Die Verliebten geben sich einem besonderen, partikularen Objekt in seiner personalen Totalität und Einzigkeit hin, das ein "Du" ist, also ein Exemplar derselben Gattung mit demselben Anspruch auf Einzigartigkeit wie das verliebte "Ich", und das aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit ein komplementäres Gegenüber im Sinne der Synthesis der sexuellen Reproduktion konstituiert, also das Urmodell eines polaren Dialogs³. Im Zustand der akuten Verliebtheit drängt diese

³ ALLEIN HIER SCHEITERT SCHON GANZ ELEMENTAR DAS MODELL DES HERRSCHAFTSFREIEN DISKURSES ALS MODELL FÜR SOZIALITÄT UND GESELLSCHAFTLICHE PRAXIS ÜBERHAUPT. DENN DIE NATURGESCHICHTLICH IM ÜBERGANG ZUR KULTUR URSPRÜNGLICHSTE FORM DES DIALOGES UND DER SOZIALITÄT: DIE AUFGRUND DER GESCHLECHTSVERSCHIEDENHEIT UND -KOMPLEMENTARITÄT ZWINGENDE UND ZUGLEICH POLARISIERTE DIALOGIZITÄT DER PAARBEZIEHUNG KANN ALLEIN DESHALB NICHT NACH DEM MODELL DES HERRSCHAFTSFREIEN DISKURSES BZW. DER ARGUMENTATIONSLOGIK DES ZWANGLOSEN ZWANGS DES BESSEREN ARGUMENTES VOLLZOGEN WERDEN, WEIL DARIN, D.H. IN DER UNIVERSALISTI-SCHEN ALLGEMEINHEIT, DIE FÜR DIESE DIALOGISCHE PRAXIS KONSTITUTIVE RADIKALE VERSCHIEDENHEIT UND UNVERTRETBARKEIT DER GESCHLECHTLICHKEIT UNTERGEHEN WÜRDEN UND MIT IHR DIE PRAXIS SELBST.

Polarität so sehr auf Vereinigung, daß die außerhalb der Ich-Du Beziehung liegende Welt von Sachen tendenziell so ausgeblendet ist, daß man ihr gegenüber unempfänglich und blind wird. Und gleichzeitig realisiert sich in der akuten Verliebtheit der dialektische Übergang sowohl von der kategorialen Polarität der Geschlechtlichkeit in die Synthesis der sexuellen Reproduktion als auch der wechselseitigen Anerkennung und Thematisierung der Einzigartigkeit und Verschiedenheit des Gegenüber in die Grenzenlosigkeit der gemeinsamen Verschmelzung. - Für den Gelehrten ist das Objekt der Hingabe dagegen radikal verschieden die Sache selbst, das "es" also und zwar unter dem Gesichtspunkt seiner kategorialen Allgemeinheit, seines Wesens. Diese Hingabe an ein "es" kann so weit gehen, daß der Gelehrte für ein geschlechtsspezifisches Gegenüber, eine soziale Praxis, nichts mehr übrig hat. Darin liegen also Verliebte und Gelehrte so sehr genau diametral gegenüber, daß man sagen kann, daß man nicht gleichzeitig "Verliebter" und "Gelehrter" jeweils im Akutstadium sein kann. Eine Kombinierbarkeit liegt erst vor, wenn eine der beiden kategorialen Zurechnungen oder beide gleichzeitig nicht mehr akut, also erkaltet sind, wenn also eine der beiden Sphären oder beide gleichzeitig in Routine abgesunken sind. Für die konkrete Einzigartigkeit eines Phänomens interessiert sich der Gelehrte - im Gegensatz zum Interesse des Verliebten an seinem Partner - nicht um der kategorialen Unvertretbarkeit dieses konkreten Gegenstandes gegenüber vergleichbaren Gegenständen willen, sondern, um möglichst genau die innere Struktur, d.h. das allgemeine Wesen zu erschließen, das dieses Phänomen bzw. diesen Gegenstand als Allgemeines bestimmt, um also zu einer allgemein gültigen Erkenntnis zu gelangen. Demgegenüber will der Verliebte zu einem möglichst einzigartigen praktischen Vollzug gelangen. Erkenntnis interessiert ihn nicht.

Verharren wir noch einen kleinen Augenblick bei dieser Differenz, denn sie bringt uns auf einfache Weise plötzlich zu Bewußtsein, wie unzureichend und sogar irreführend die Rede vom Subjekt-Objekt Verhältnis und die Redeweise von Objektbeziehungen ist. Denn im Falle des Partners des Verliebten, also dessen Gegenstandes der Hingabe, handelt es sich um eine ganz andere Kategorie von Objekt als beim Gegenstand der Hingabe im Falle des Gelehrten. Im ersten Fall ist es ein "Du", ein Dialogpartner, im zweiten Fall ein "es", eine geschlechtsneutrale Sache. Das System der Personalpronomen z.B. in den indogermanischen und lateinischen Sprachen

drückt diese elementare Struktur viel präziser und zuverlässiger aus als die theoriesprachlichen Kategorien der philosophischen und sozialwissenschaftlichen sowie psychoanalytischen Tradition. Daran ist auch ablesbar, daß die elementare Struktur der ästhetischen Erfahrung in der Unmittelbarkeit des Gegenüber zu einem Partner einerseits und zu einer Sache andererseits jeglicher Erkenntnis als Vermittlung zugrundeliegt, die u.a. ja auch eine Übersetzung des Erkenntnisgegenstandes in die Sachlichkeit der dritten Person einschließt. Entsprechend kann eine Erkenntnistheorie ohne den Kern einer Ästhetiktheorie uns auch in den Erfahrungswissenschaften wenig nützlich sein.

"Aiment également,..." (lieben gleichermaßen,...)

Nun wird im Prädikat mit dem hinzugefügten Adverb "également" genau das positiv bestimmt, was die so verschiedenen Typen vereinigt, bzw. was ihnen gemeinsam ist: nämlich, daß sie in gleicher Weise etwas bestimmtes lieben. Das heißt also: es muß etwas Drittes, vom jeweiligen Gegenstand der Hingabe der beiden Typen Verschiedenes geben, worin sich ein hintergründiges Gemeinsames des Verschiedenen oder die jeweils zweiten Lieben der beiden Typen treffen. Wenn wir dieses Dritte kennen, dann verfügen wir zugleich damit über eine metonymische Bestimmung der hintergründigen Strukturidentität von Verliebten und Gelehrten.

"...dans leur mure saison" (in ihrer reifen Entwicklungszeit)

Bevor dieser dritte, gemeinsame Gegenstand der Zugewandtheit genannt wird, wird durch eine temporale adverbiale Bestimmung spezifiziert, daß sich die gemeinsame Liebe der Verliebten und Gelehrten jeweils dann einstellt, wenn sie sich als Typen im reifen Zustand ihrer Typik befinden, wenn also das, was ihr Wesen in ihrem Verhältnis von Verschiedenheit und Gemeinsamkeit ausmacht, sich auf dem Höhepunkt befindet, wenn also ihre Typenhaftigkeit typisch geworden ist. Dabei bleibt systematisch ambiguo, ob diese Spezifizierung ("dans leur mure saison") sich auf sie selbst oder vorverweisend auf das gemeinsame Objekt ihrer Zuneigung bezieht. Durch die Ambiguität wird die Wahlverwandtschaftlichkeit zwischen den Katzen einerseits und dem, was Verliebten und Gelehrten gemeinsam ist, andererseits im Sinne einer Triangulierung betont.

"les chats puissants et doux, orgueil de la maison," (die kraftvollen <mächtigen> und sanften Katzen, des Hauses Stolz,)

Dann lieben sie gemeinsam "die kraftvollen und sanften Katzen". In dieser Katzenliebe treffen sie sich also. Damit ist präsupponiert, daß die Katzen etwas an sich haben müssen, was das hintergründig Gemeinsame der so verschiedenen sozialen Typen: Verliebte und Gelehrte, chiffriert, das wir abstrakt ja schon als Außeralltäglichkeit der vereinseitigenden Hingabe, als Abkehr von der Routine vorläufig bestimmt haben. Setzen wir dieses hintergründig Gemeinsame als das Dritte, dann müssen wir zwei mögliche Fälle unterscheiden: Zum einen kann es in dem bestehen, worin sich die Verliebten und die Gelehrten neben den für sie konstitutiven primären Interessen in ihren "zweiten" Vorlieben treffen, zum anderen darin, was den primären Präokkupationen trotz aller Verschiedenheit im Hintergrund - vielleicht nicht inhaltlich, aber im Modus der Vereinseitigung und Hingabe - gleich ist. Im ersten, weniger plausiblen Falle, wären die Katzen gewissermaßen die "wörtlichen" "Nebenlieben", im zweiten, hier wohl anzusetzenden Falle, chiffrierten die Katzen und entsprechend die Vorlieben für sie dieses hintergründig Gemeinsame metonymisch oder symbolisierend. Zugleich sind damit die Katzen als das im Titel angekündigte Zentralthema eingeführt, aber eben so, daß sie nicht als biologisches Phänomen für sich von Interesse sind, sondern als Reflex bzw. Chiffre von etwas ganz Anderem: nämlich dem offensichtlich schwer Greifbaren, was den sonst so radikal verschiedenen Typen von Verliebten und Gelehrten gemeinsam ist. Die Katzen symbolisieren also dieses Gemeinsame im psychoanalytischen Sinne von Symbolisierung, die sowohl in den Träumen wie in den freien Assoziationen als auch im Witz, den Mythen sowie - analog dazu - in den Künsten realisiert ist. So viel allerdings wissen wir schon, daß es mit der Synthesis von Kraft bzw. Macht und Sanftheit bzw. Süße wesentlich zu tun hat.

Hier soll kurz eine Beobachtung zum Begriff der Symbolisierung eingeschaltet werden. So wie er in der Psychoanalyse verwendet wird, meint er sehr oft die Vertretung eines schwer greifbaren, abstrakten und komplexen Zusammenhangs durch ein anschaulich gegebenes, strukturanaloges Phänomen. So etwas liegt hier im Gedicht bezüglich der Anschaulichkeit von Katzen auch vor. Aber diese Relation der Symbolisierung ist ein sehr spezieller Fall dessen, was wir allgemein zeichen- und bedeutungstheoretisch meinen, wenn wir von symbolisch vermittelter Kommunikation, von der symbolischen Relation oder der Beziehung zwischen einem Symbol im Sinne von Zeichen und einem Bezeichneten,

sei es ein Gegenstand oder ein Begriff, sprechen, also die Semiosis meinen. Für die Symbolbeziehung im allgemeinen bzw. die Semiosis gilt in der Regel, daß die Symbolbildung in einer vereinheitlichenden Abstraktion in Richtung der prädzierenden Begriffsbildung besteht, wohingegen im Falle der Symbolisierung, wie wir sie hier vor uns haben und die auch im psychoanalytischen Sprachgebrauch üblicherweise gemeint ist, umgekehrt eine Vereinheitlichung durch veranschaulichende Konkretisierung vorliegt⁴, die natürlich für die begriffliche Erkenntnis wenig brauchbar und irreführend ist, aber umgekehrt für die Suggestivität der sinnlichen Erkenntnis und ästhetischen Erfahrung von großem praktischen Wert. Gemeinsam ist jenseits dieser wichtigen Differenz allen Prozessen der Symbolisierung natürlich, daß sie der Vereinheitlichung des Mannigfaltigen und der Abkürzung oder Verdichtung in der prädikativen Funktion dienen.

Was könnte nun dieses den Verliebten und Gelehrten überraschend Gemeinsame, schwer Greifbare sein? Wir können uns dieser Symbolisierung grundsätzlich von zwei Seiten nähern. Wir können zum einen zu bestimmen versuchen, was sich in den Katzen als Katzen verkörpert, das zugleich eine Gemeinsamkeit der beiden Typen von Verliebten und Gelehrten ausmacht. Wir können aber auch zum anderen das Gemeinsame der beiden Typen direkt zu bestimmen versuchen und dann das herausfiltern, was wir auch bei den Katzen verkörpert finden. Wie auch immer wir vorgehen - und wahrscheinlich empfiehlt es sich, beide Prozeduren zu kombinieren - , müssen wir unterstellen, daß es etwas Drittes gibt, das die Gemeinsamkeit der beiden Typen mit dem teilt, was sich in den Katzen verkörpert: eine allgemeine Struktur oder Konfiguration also. Es muß so geartet sein, daß es die polar entgegengesetzten Eigenschaften von "emotional erregt" und "methodisch nüchtern", von "auf ganz praktische Weise ins lustvolle Leben involviert" und "gesteigert unpraktisch die erfahrbare Welt problematisierend", von "nur noch für einen bestimmten anderen da seiend" und "in der Einsamkeit der Studierstube abstrakten Fragen nachgehend" einerseits und von "Kraft bzw. Macht und Sanftheit bzw. Süße" andererseits in sich vereinigt. Dahinter wiederum steht die Synthesis von Suggestivität, Verführung, Sinnlichkeit und Prägnanz. Versucht man sich so etwas vorzustellen, landet man zwingend beim

⁴ GESCHIEHT DIESE VERANSCHAULICHENDE SYMBOLISIERUNG MIT HILFE DER SPRACHE, EINEM AUSDRUCKSMATERIAL, DAS PER SE DER BEGRIFFLICHEN UND NICHT DER SINNLICHEN ERKENNTNIS ZUZUORDNEN IST, DANN NIMMT SIE ENTWEDER DIE GESTALT DER METONYMISCHEN ODER DER METAPHORISCHEN ERSETZUNG DES SYMBOLISIERTEN AN.

künstlerischen Handeln bzw. bei der methodisch betriebenen sinnlichen Erkenntnis. Also werden die Katzen hier als sehr indirekte, versteckte Chiffrierung des künstlerischen Handelns und der ästhetischen Erfahrung thematisiert, nicht für sich genommen in ihrer zoologischen Eigenschaft.

Als kraftvoll und sanft zugleich werden sie angesprochen. Wiederum markiert die Postponierung des Doppelattributs, daß es sich nicht um eine spezifische Auswahl unter den Katzen handelt, sondern um die Akzentuierung einer Eigenschaft, die ihnen von Natur aus zukommt. Katzen sind also von Natur aus polare Gegensätze in sich vereinigende Wesen, widersprüchliche Einheiten. Sie können von einem Extrem ins andere wechseln. Und sie sind darin schnell und unberechenbar, geheimnisvoll autonom und unbeeinflussbar. Damit wird indirekt eine eigentümliche Eigenschaft der Katzen angesprochen, die in der Frage sich artikuliert, warum sie eigentlich zu Haustieren geworden sind, wo doch ihr konkreter Nutzen gar nicht evident ist. Abgesehen von der Jagd auf Mäuse, worin sie zudem durch Hunde ersetzbar sind, deren Nutzen noch, bedingt durch ihre Dressierbarkeit, sich auf andere Gebiete ausweitet, sind eben Katzen auch aufgrund ihrer fehlenden Dressierbarkeit, also ihrer ausgeprägten Eigensinnigkeit, eigentlich zu nichts nütze. Wenn sie dennoch domestiziert wurden, so muß das entweder mythische Gründe haben, wie wahrscheinlich in der alten ägyptischen Kultur, oder direkt auf ein luxuriöses menschliches Bedürfnis zurückgehen, ein Tier für zärtliche Lebendigkeit oder als interessante Augenweide zur Verfügung zu haben. Darin reflektiert sich die luxurierende Existenz, die den Katzen anthropomorphisierend angesonnen wird, wenn sie stundenlang träge einfach daliegen, sich extrem entspannen können, aufwendig Körper- und Fellpflege betreiben, lässig gähnend den Blick auf ein scharfes Gebiß freigeben, binnen kurzem die Pupillen ihrer Augen verändern und ebenso schnell vom Schmusetier zur scharfkralligen Bestie sich verwandeln können und ihre undressierbar streunende Lebensweise in die extreme Anhänglichkeit und Anschließbarkeit des schnurrenden Schoßtieres umpolen. Alles dies macht die domestizierten Katzen zu einer Synthese extremer Gegensätze und damit zu einer geheimnisvollen, rätselhaften, unberechenbaren, den Übergang sanfter Häuslichkeit zu ungezügelter Natur verkörpernden Existenzform, auch in dieser Hinsicht eine Chiffrierung von gelungener Kunst und Künstlichkeit⁵.

⁵ WAS DIE KATZEN IN DIESER HINSICHT CHIFFRIEREN, LIESSE SICH MIT DEM MELANCHOLISCHEN ÜBERGANG VON DER GEZÄHMTEN, DOMESTIZIERTEN NATUR DES PARKS IM VORDERGRUND ZUR UNGEZÜGELTEN WILDEN NATUR IM HINTERGRUND VERGLEICHEN, WIE ER SEHR HÄUFIG IN DEN GALANTEN BILDERN WATTEAUS THEMATISCH IST, IN DENEN DIE AMOURÖSEN UND MANIERIERTEN PAARE OFT GENAU IN DER ZONE DIESES ÜBERGANGES SICH BEFINDEN.

Die Apposition "des Hauses Stolz" stellt für den modernen Europäer zunächst ein Rätsel dar, denn Katzen, wo sie als geduldete "Halbnützlinge" nicht ohnehin permanent aus den Wohnräumen verjagt werden, wie bei den Bauern, und als "Schmusetiere" aller Nutzfunktion entbunden luxuriös gehalten werden, gelten in der Regel gerade nicht als Prestigeobjekte, sondern als Bestandteile der Intimsphäre, was dazu führt, daß man gerade auch deshalb extreme Deformationen der Katzengestalt in Kauf zu nehmen bereit ist. Wir müssen hier also schon den Verdacht haben, daß Baudelaire auf einen anderen Kulturzusammenhang anspielt, in dem die Katzen tatsächlich Träger mythischer oder quasi-sakraler Eigenschaften oder Kräfte sind und deshalb den Haushalt, in dem sie gehalten werden, adeln können. Aber bevor wir hier Kontextwissen verwenden, was später noch der Fall sein wird, müssen wir zunächst versuchen, mit den "Bordmitteln" der immanenten Betrachtung und das heißt hier unter Verweis der allgemein zugänglichen Eigenschaften von Katzen Klärungen zu erreichen.

Die Apposition verweist auf einen luxuriös-herausgehobenen, fast rituell-sakralen Charakter des Haustieres Katze, wie man ihn sich für das Altertum wohl vorstellen muß. Jedenfalls ist diese etwas selbstverständlich Geltendes unterstellende Wendung für moderne Leser durchaus überraschend. Wertvolle Zuchtpferde oder -bullen, auch edle Jagdhunde, kann man sich viel eher als "des Hauses Stolz" denken, weil sie Ehre, Nutzen oder Reichtum bedeuten. Aber Katzen? Das sind schon eigentümliche Hausstand-Inhaber, denen ihre Katzen den Stolz ihres Hausstandes symbolisieren. Sie müssen eine besondere, fast magisch-identifikatorische Bindung an diese Tiere haben. Auf jeden Fall impliziert des "Hauses Stolz" eine magische Bedeutsamkeit der Katzen für die Dignität des Haushalts als Lebenseinheit⁶.

"Qui comme eux sont frileux et comme eux sédentaires." (Die wie sie frösteln und in der Stube hocken.)

Zum zweiten Mal wird eine zuvor schon präsupponierte, gewissermaßen angekündigte Gemeinsamkeit sprachlich aus

⁶ WIR WERDEN SPÄTER NATÜRLICH NOCH DARAUF EINZUGEHEN HABEN PER KONTEXTUALISIERUNG, DASS HIER BAUDELAIRE'S IDENTIFIKATION MIT DER ANTIKE UND SEINE VORLIEBE FÜR KATZEN, DIE DEN ROMANTIKERN DURCHGEHEND EIGEN WAR, KONVERGIEREN.

geführt: So wie die Konjunktion der gegensätzlichen Verliebten und Gelehrten sich explizierte in der gemeinsamen Vorliebe für Katzen, so wird jetzt die präsupponierte Synthesis der Gemeinsamkeit beider in der Katze sequentiell nachgetragen in der Benennung einer anschaulichen Eigenschaft, worin sich Katzen mit den Verliebten und Gelehrten gleichen: Es ist die Kombination von Wärmebedürftigkeit und häuslichem Behütet-Sein. Katzen bevorzugen in der Tat, solange sie nicht auf Beutejagd streunen, die möglichst warmen, kuscheligen Plätze in der Wohnung. Diese Vorliebe deckt sich mit einer Begleiteigenschaft der Verliebten und Gelehrten. Beide sind in ihrem Zustand so absorbiert und so "der Welt (draußen) abhanden gekommen", daß sie auf ein funktionierendes, behütendes Heim in dieser ihrer Empfindlichkeit stark angewiesen sind. Diese Schutzbedürftigkeit als Begleiterscheinung ihrer riskanten, exponierten, tendenziell sich selbst aufgebenden Hingabe teilen sie mit der rätselhaften und widerspruchsvoll domestizierten Natur der Katzen.

"Sédantaire" kann aber auch "seßhaft" heißen, und diese Bedeutungsvariante würde darauf anspielen, daß Katzen, obwohl einerseits eigensinnig und nicht sklavisch anhänglich, doch andererseits dafür bekannt sind, daß sie immer wieder, selbst über extreme Distanzen, in die Wohnungen zurückkehren, in denen sie "zuhause" waren. Analog dazu würden dann im übertragenen Sinne Verliebte und Gelehrte als Typen gekennzeichnet, die ihrem primären Gegenstand der Zuwendung als Heimat extrem treu blieben und von ihren inneren oder äußeren Reisen immer wieder zu ihnen zurückkehrten.

Damit ist offenbar, daß die Katzen hier als Allegorie der Hingabe an sinnliche Erkenntnis und Kunst, als die anschauliche Spiegelung von deren abstrakter Dialektik gewissermaßen, betrachtet werden. Zum einen besteht also das Ästhetische und Künstlerische an dem Gedicht bis zu dieser Stelle inhaltlich und gegenständlich in der chiffrierten Bestimmung dessen, was künstlerisches Handeln und ästhetische Erfahrung ist. Zum zweiten wird das Künstlerische in der gelungenen Chiffrierung bzw. Symbolisierung wesentlicher Struktureigenschaften ästhetischer Erfahrung und künstlerischen Ausdrucks unmittelbar veranschaulicht und vollzogen. Zum dritten wird darin das Übergängliche zwischen extremen Polen und die über diese extreme Gegensätzlichkeit vermittelte Plötzlichkeit dieses Überganges in die Diskretheit der Ausdrucksmaterialität Sprache, des privilegierten Mediums der begrifflichen Erkenntnis, gebannt. Und zum vierten wird mit sparsamsten Mitteln, in äußerster Ökonomie der Gestaltung wie in ei-

nem Chopin'schen "Nocturne", ein komplexes Bild eines rätselhaften Zusammenhangs evoziert.

"Amis de la science et de la volupté,..." (Freunde der Wissenschaft und der Wollust,...)

Da die letzten maskulinen grammatischen "Subjekte", von denen im Plural die Rede war, die Katzen waren⁷, muß es sich jetzt, mit der ersten Zeile der zweiten Strophe, wiederum um Katzen handeln, zu denen eine Apposition gesetzt wird. Die Katzen werden als Freunde der Wissenschaft und der Wollust bezeichnet, was natürlich nur als anthropomorphisierende Metapher verstanden werden kann. Es wird also das, was die Katzen zum Gleichnis sowohl der Verliebten wie der Gelehrten in ihrem jeweils reifen Stadium macht, weiter ausgeführt⁸. Die schon ausinterpre-

⁷ IN DIESEM PUNKTE FINDET SICH M.E. IM SONST AUSSERORDENTLICH SORGFÄLTIGEN ANMERKUNGSAPPARAT DER PLÉIADE-GESAMTAUSGABE EIN IRRTUM, WENN ES DORT ÜBER DAS PRONOMEN "ILS" DER NÄCHSTEN ZEILE, DEM GRAMMATISCH "AMIS..." ALS APPOSITION ZUGEORDET IST, HEISST: "AMBIGUITÉ SYNTAXIQUE. EN STRICTE GRAMMAIRE (UNTERSTREICHUNG VON MIR), 'ILS' RENVOIE À 'AMOUREUX' ET À 'SAVANTS'." (BAUDELAIRE. OEUVRES COMPLÈTES, I. TEXTE ÉTABLI, PRÉSENTÉ ET ANNOTÉ PAR CLAUDE PICHOS. PARIS: GALLIMARD, BIBLIOTHÈQUE DE LA PLÉIADE, 1975, p. 957f.) "ILS" DER SECHSTEN ZEILE BEZIEHT SICH EINDEUTIG IM SINNE DER REZENZ-REGEL DES BEZUGS ANAPHORISCH GEBRAUCHTER PRONOMEN AUF DAS RELATIVPRONOMEN "QUI" DER VIERTEN ZEILE, DAS SICH SEINERSEITS EINDEUTIG AUF DIE IM AKKUSATIV DER VORAUSGEHENDEN ZEILE STEHENDEN "LES CHATS" BEZIEHT UND SYNTAKTISCH DIE POSITION DES SUBJEKTS DES RELATIVSATZES, MITHIN DES NÄCHSTMÖGLICHEN SPRACHLICHEN REFERENTEN VON "ILS" EINNIMMT.

⁸ GLEICHZEITIG FINDET SICH HIER EIN FÜR BAUDELAIRES GESTALTUNG TYPISCHES SPIEL MIT FORMALEN VARIATIONSMÖGLICHKEITEN, INDEM ER IN DER APPOSITION DAS GLEICHNIS "FREUNDE DER WISSENSCHAFT UND DER WOLLUST" DIE URSPRÜNGLICHE REIHENFOLGE VON "VERLIEBTE" UND "GELEHRTE" UMGKEHRT UND DAMIT IN ZWEIFACHER WEISE DIE CHIFFRIERUNG DES DIE VERLIEBTEN UND GELEHRTEN HINTERGRÜNDIG KENNZEICHNENDEN GEMEINSAMEN DRITTEIN DURCH DIE KATZEN UNTERSTREICHT: ZUM EINEN DADURCH, DASS DAS, WAS DEN SCHARFEN GEGENSATZ ZWISCHEN VERLIEBTEN UND GELEHRTEN BILDET, FORMAL ALS AUSWECHSELBAR DEMONSTRIERT WIRD, WODURCH DIE DIALEKTIK FORCIERT WIRD, IN DER EINE DOMINANTE BZW. MANIFESTE AUSPRÄGUNG IN EINER POLAREN DIMENSION DAS GEGENTEIL SCHON IMMER ALS BEMISCHUNG ERAHNEN LÄSST (WIE BEI FREUD IM "GEGENSINN DER URWÖRTE") UND SOMIT DIE POLARITÄT ALS EINHEIT BETONT WIRD, WIE WIR ES IM ÜBRIGEN AUCH DURCHGEHEND BEI GOETHE FINDEN (POLARISIERUNG UND STEIGERUNG). ZUM ANDEREN, INDEM MIT "SCIENCE" UND "VOLUPTÉ" EIN KONVERGENZPUNKT EXPLIZIERT IST, IN DEM DIE KATZEN SICH MIT DEN VERLIEBTEN UND DEN GELEHRTEN TREFFEN.

tierte extreme Gegensätzlichkeit zwischen beiden und die diese Polarisierung erst ermöglichende dahinterliegende Gemeinsamkeit werden benannt. Daß Katzen besondere Freunde der Wollust und Genießer sind, wird in ihrem schamlosen Schnurren und ihrem schockierenden, exaltierten Balzschrei offenbar. Als Freunde der Wissenschaft können sie "gelesen" werden im Hinblick auf ihre provozierend disziplinierte, geduldige, auf die Müßigkeit des Erkennens und der ästhetischen Erfahrung verweisende beobachtende Vorbereitung des entscheidenden Beuteschlages, und den wie zwecklos spielerischen, wiederum mit dem Scheitern kokettierenden Umgang mit der im Prinzip schon gefangenen, aber noch nicht verzehrten Maus, ein Umgang, der wie das Training eines künstlerischen Virtuosen erscheint.

"Ils cherchent le silence et l'horreur des ténèbres;..." (widmen sie sich der Stille und dem Schrecken der Finsternis;)

Daß sie Freunde sowohl der Wissenschaft als der Wollust sind, bezeugt sich darin, daß sie mit Vorliebe im Dunkel der Nacht operieren, das voller Schweigen ist und voller Geheimnisse, voller Schrecken. Sie sind also furchtlos neugierig und agieren unter erschwerten, gesteigerten Erfolgsbedingungen. Tatsächlich sind Katzen mit Vorliebe nachts in Aktion, sowohl in der Paarung wie in der Jagd auf Beute, sowohl in der sexuellen wie in der materiellen Reproduktion also. Das macht sie auch so geheimnisvoll, weil man das, was sie ihrem Wesen nach eigentlich sind, was sie in Wahrheit tun, in der Nacht nicht sehen kann. Außerdem gleicht das Dunkel der Nacht dem Dunkel des Nicht-Wissens, dem sich die Forschung zuwendet, und der Verborgenheit, in der die Verliebten sich einander zuwenden.

"L'Érèbe les eût pris pour ses coursiers funèbres, ..." (der Erebus hätte sie für die Renner seiner Totenwagen genommen - bei Kempe: der Hades hätte als Rosse vor seinen düsteren Wagen sie gespannt)

Die rätselhafte, mit dem Schrecken und dem Schweigen verbundene nächtliche Tätigkeit der Katzen eignete sie im Prinzip für eine Beteiligung an den mythischen Operatio-

nen der Unterwelt⁹. Das kann wörtlich gemeint sein und dann wäre es ein Anachronismus in Baudelaires Gedicht. Oder es kann sich der Konjunktiv auf eine Möglichkeit in der Verwendung der Gattung der Katzen in der antiken Mythenkonstruktion beziehen. Diese Verwendungsmöglichkeit verweist eben auf die außeralltägliche, geheimnisvolle Existenz von Katzen, die sich für mythische Symbolisierungen in besonderer Weise eignet.

Exkurs zu Eigennamen und Kontextualität.

An dieser Stelle begegnen wir zum ersten Mal einem Eigennamen: Erebos. Als solcher bezeichnet er in der griechischen Mythologie eine Gottheit, die als Sohn des Chaos gilt, für die Dunkelheit steht und ihrerseits, in der Paarung mit Nyx, der Nacht, angeblich Erebos' eigener Schwester, als Vater des Aither (der Luft), der Hemera (des Tages), aber auch solcher Wesenheiten wie Verderben, Alter, Tod, Mond, Entsagung, Schlaf, Trauer, Zwietracht, Elend, Ärger, Nemesis, Freude, Freundschaft, Mitleid, der drei Schicksalsgöttinnen und der drei Hesperiden angesehen wurde. Auch gilt sie als Vater des Charon, des Nachenführer der Unterwelt über den Styx.

Eigennamen, exaphorische Pronominalisierungen sowie deiktische Ausdrücke ohne textimmanente Referenz indizieren für die objektive Hermeneutik Textstellen, an denen die Immanenz der Bedeutungsrekonstruktion durch ausschließlichen Rekurs auf bedeutungserzeugende Regeln durchbrochen und die konkrete Referenz auf Singularitäten in der Wirklichkeit außerhalb des Textes, auf die die Eigennamen jeweils verweisen, also externes Kontextwissen, einbezogen werden muß. Denn im Kontrast zu prädikativen und deskriptorischen Wörtern, erst recht zu Funktionswörtern und Operatoren, die unabhängig vom deiktischen Verweis auf außertextliche Wirklichkeit verstanden werden können, ja, die genau aufgrund dieser Immanenz zur Aufschließung der außertextlichen Wirklichkeit sich überhaupt erst eignen, gilt für Eigennamen, daß sie erst verstanden sind, wenn ihr externer Bezug, also genau der singuläre Gegenstand, auf den sie sich namengebend beziehen, bekannt ist. Entsprechend muß überall dort, wo Eigennamen verwendet werden, und das ist generell immer der Fall, wo beobachtete oder gedachte Erscheinungen mit einer eigenen Bildungsgeschichte präsupponiert, also mit Individuiertheit und

⁹ VON DIESER STELLE AN SPÄTESTENS MUSS SYSTEMATISCH KONTEXTWISSEN ÜBER DIE ANTIKE MYTHOLOGIE, AUF DIE BAUDELAIRE SICH HIER JA MIT DER VERWENDUNG VON EIGENNAMEN EXPLIZIT BEZIEHT, IN DIE SEQUENZANALYSE "EINGEBAUT" WERDEN.

Subjektivität ausgestattet sind, in der Textinterpretation ein Wissen über diesen Gegenstand schon vorhanden sein, weil dieses Wissen nicht, wie bei den Prädikaten, in den Eigennamen selbst semantisch aufgehoben ist.

Vereinfacht kann man sich ja dieses für die Erkenntnistheorie zentrale Problem der Differenz von Eigennamen und Prädikaten als allgemeinen Namen wie folgt vorstellen. Bei der zeichenhaften Repräsentanz bzw. Identifizierung durch Eigennamen (Referenz) liegt das Denotat, also der singuläre Gegenstand und das jeweilige Wissen über ihn schon vor und es wird ihm nur ein denotierendes Wortzeichen aufgeklebt, unter dem es danach ausweisbar ist. Bei der Prädizierung dagegen liegt mit dem Prädikat schon ein allgemeiner Begriff und damit eine jenseits der konkreten Erscheinung angesetzte gesetzmäßige und/oder regelgemäße Realität vor, unter die ein je konkreter Gegenstand als Exemplar oder "token" subsumiert wird. In der Referenz auf einen singulären Gegenstand, die Frege als Bedeutung begriff, wird das referierende Zeichen erst verständlich dadurch, daß man sich an diesen Bezug erinnert bzw. ihn vor sich hat. In der Prädikation wird umgekehrt die Gegenständlichkeit erst verständlich dadurch, daß ihm mit dem Prädikat ein allgemeiner Begriff erschließend und damit eine allgemeine Eigenschaft zugewiesen wird. Dies begriff Frege bekanntlich als Sinn. Dies letztere setzt also, dem Realismus und Universalismus wahlverwandt, die Konzeptualisierung einer Eigenschaft voraus, bevor ein singulärer Gegenstand, der diese Eigenschaft verkörpert, konkret vorliegt. Insofern ist also der Begriff, auf den sich ein Prädikat immer bezieht, wenn es einem Gegenstand zugewiesen wird, immer durch eine "indefinite Bestimmbarkeit" (Ch. S. Peirce) oder Ungesättigtheit gekennzeichnet, weil es immer noch irgendwo oder irgendwie einen bisher nicht bekannten singulären Gegenstand geben kann, der genau diese vom Begriff gemeinte Eigenschaft verkörpert.

Es liegt auf der Hand, daß die objektive Hermeneutik als Methodologie auf der Seite des "Sinns" im Sinne Freges steht, insofern sie sinnstrukturierte Gebilde methodologisch als unter dem Gesichtspunkt ihrer Textlichkeit oder Ausdrucksgestalthaftigkeit konstituiert sieht und sie konstitutions-theoretisch davon ausgeht, daß bevor methodisch gesichert irgend etwas anderes über die Gegenstände der sinnstrukturierten Welt erschlossen werden kann, der - objektive - Sinn der Textlichkeit (Protokoll und Ausdrucksgestalt) rekonstruiert werden muß - und das heißt natürlich notwendig: als Immanenz eines Textes ohne Beiziehung von Referenz auf text-externe Wirklichkeiten. Insofern operiert die objektive Hermeneutik grundsätzlich

auf der Ebene dessen, was mit Bezug auf referenzierbare "primäre" Wirklichkeiten als - hypothetische - Möglichkeiten angesehen werden muß. Aber genau diese Möglichkeiten sind andererseits die Wirklichkeiten der sinnstrukturierten Welt, und die objektive Hermeneutik ist - im Unterschied zu anderen Hermeneutiken - nichts anderes als eine Methodologie, die diesen Wirklichkeiten der sinnstrukturierten Welt gemäß sein und sie objektiv-erfahrungswissenschaftlich analysierbar machen soll.

Deshalb kann man für die objektive Hermeneutik auch nicht oft genug betonen, was eigentlich trivial ist, aber sehr häufig übersehen wird: daß nämlich Sinn- und Bedeutungsstrukturen bzw. -relationen insofern abstrakte Wirklichkeiten bzw. Welten sind, als sie grundsätzlich nicht sinnlich wahrgenommen, d.h. weder gehört, gesehen, ertastet, gerochen noch geschmeckt, sondern nur gelesen werden können. Sinnlich wahrnehmbar sind immer nur ihre ausdrucksmaterialen Substrate, aber diese sind per se in ihrer sinnlichen Wahrnehmbarkeit bedeutungslos. Bedeutung tragen sie erst auf jener Ebene der Abstraktheit oder Geistigkeit, wo sie in ihrer Verschiedenheit als Texte konvergieren, der Sinnzusammenhang prinzipiell sprachlich expliziert werden kann und wo mithin die ausdrucksmaterialen Differenzen von Protokollierungsarten in der Übersetzbarkeit ihrer Bedeutung konvergieren. Aber als diese abstrakten Welten sind sie dennoch empirische Wirklichkeiten und zwar genau die empirischen Wirklichkeiten, die für das Ensemble der Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften konstitutiv sind. Mithin erhalten diese Erfahrungswissenschaften konstitutionstheoretisch und methodologisch erst ihren wissenschaftlichen Rang, wenn sie explizit über ein begründetes Verfahren verfügen, das dazu geeignet ist, diese Wirklichkeiten als objektiv gegebene aufzuschließen. Die Kritiker an der objektiven Hermeneutik müßten ernsthaft dem Versuch sich stellen, andere Verfahren nachzuweisen, die dieses Kriterium erfüllen oder wenigstens, wie die objektive Hermeneutik, zu erfüllen sich bestreben. Die objektive Hermeneutik bezeichnet sich bewußt so, weil sie zum einen diese abstrakten Bedeutungswelten zu ihrem zentralen Gegenstand macht und radikal mit dem Vorurteil bricht, empirisch sei nur das, was auch durch die Sinneskanäle gegangen, also sinnlich wahrnehmbar sei, insofern also konsequent Hermeneutik ist, und zum anderen nicht automatisch alles das an der erfahrbaren Welt, das über dieses empiristische Kriterium hinausgeht, mit subjektivem Sinn oder subjektiver Repräsentanz von Welt gleichsetzt, sondern ganz im Gegenteil als objektiven Sinn von Ausdrucksgestalten begreift, mit Bezug auf dessen objektive methodische Erschließbarkeit jener subjektive Sinn bestens-

falls als hypothetisch ableitbar gelten kann. Insofern ist sie konsequent objektiv. Dieser Charakterisierung ihrer Eigenart entspricht, daß sie die Position eines methodologischen Realismus im Unterschied zu einem ontologischen einnimmt.

In dieser Position sinkt auch, ähnlich wie in der Philosophie von Peirce, der Gegensatz von Nominalismus und Realismus in sich zusammen, denn einerseits ist diese Position nominalistisch, insofern sie die Analyse nicht bei der Realität der Gegenstände unabhängig von ihrer sprachlichen Repräsentanz beginnt, sondern bei dieser selbst. Sie ist aber andererseits zugleich realistisch, insofern sie die Sinnstrukturen auf der Textebene bzw. die abstrakten Sinn- und Bedeutungswelten nicht als subjektiv willkürlich, sondern als material welt-haltig und erfahrungsgesättigt ansieht, also als aus dem erfahrungshaltigen Umgang mit der Gegenstandswelt zwingend hervorgegangen und zudem als in sich durch die realen Gesetzmäßigkeiten der Sprache selbst vorstrukturiert. Anders ausgedrückt: Für diese Position sind die letztlich sprachlichen Repräsentanzen von Welt nicht, wie für den Nominalismus, nur Funktionen von Konstruktionen der erkennenden bzw. handelnden Subjekte¹⁰, sondern Rekonstruktionen der wirklichen Welt und darin zeigt sich die Affinität dieser Position zum Realismus.

Nun ist, nachdem man diese Unterscheidung zwischen Referenz (u. a. durch Eigennamen) und Prädikation durch allgemeine Namen bzw. Begriffe sich noch einmal klar gemacht hat, komplementär dazu die Gemeinsamkeit des so Unterschiedenen nicht aus dem Auge zu verlieren. Es besteht ganz trivial zunächst darin, daß beides eine Funktion der sprachlichen Repräsentanz ist und der Sprache in ihrer Eigenlogik angehört. Rückt man das Unterschiedene in das sprachlich-syntaktische Grundschema von Subjekt-Prädikat ein, dann könnte man grob die Zuordnung so treffen, daß auf der Seite der Subjektstellung die Referenz vorgenommen wird und auf der Seite von Kopula und Prädi-

¹⁰ DAS IST AUCH DER GRUND, WESWEGEN AUS DER SICHT DER OBJEKTIVEN HERMENEUTIK SOLCHE KONSTITUTIONSTHEORIEN DER SOZIOLOGIE, WIE SIE ETWA IN DER BERÜHMTEN SCHRIFT "SOCIAL CONSTRUCTION OF REALITY" (PETER L. BERGER AND THOMAS LUCKMANN) VORGESTELLT WERDEN, SYSTEMATISCH IN DIE IRRE GEHEN, WIE SCHON DER TITEL ZU ERKENNEN GIBT. DAS "SOZIALE" AN DER KONSTRUKTION ÄNDERT DA NICHTS, ES SETZT DAS SOZIALE AM GEGENSTAND NUR DURCH DIE KOLLEKTIVIERUNG BZW. KOLLEKTIVE AGGREGIERUNG VON GRUNDSÄTZLICH INDIVIDUELLEN, SUBJEKTIVEN KONSTRUKTIONSELEKTIVIERUNG IM SINNE VON KOLLEKTIVEN VEREINBARUNGEN ZUSAMMEN, WIE ES AUCH IM BEGRIFF DER "TYPISIERUNG" DIESER THEORIETRADITION ANVISIERT IST.

kat die Prädizierung als Zuschreibung einer Eigenschaft zu dem Gegenstand, auf den referiert wurde, und daß mit der Referenz der Gegenstand fokussiert wird, über den etwas in Frage gestellt wird, während auf der Seite der Prädikation der Gesichtspunkt oder die Fraglichkeit aufgeworfen wird, unter dem bzw. der vereinbarte Gegenstand thematisiert wird. Man muß nur hinzufügen, daß der Gegenstand, auf den referiert wird, in der Regel auch immer schon durch Prädikation gekennzeichnet ist und nur in Ausnahmefällen durch reine Deixis ohne dazwischentretende sprachliche Deskription identifiziert worden ist¹¹. Also

¹¹ ICH UNTERSCHIEDEN MICH HIER VON DER ANSONSTEN GETEILTEN ANALYSE VON REFERENZ UND PRÄDIKATION, WIE SIE VON SEARLE IN "SPEECH ACTS" (1969) VORGELEGT WORDEN IST. SEARLE UNTERSTELLT, DASS IN JEDEM FALLE EINER REFERENTIELLEN IDENTIFIKATION EINE IDENTIFIZIERENDE ALLGEMEINE DESKRIPTION ENTHALTEN IST. DAS FÜHRT MEINES ERACHTENS SOWOHL (A) BEI DER DEIXIS ALS AUCH (B) BEI DER IDENTIFIKATION DURCH ECHTE EIGENNAMEN IN PROBLEME. ZU (A): MAN KANN M.E. IM AUSSERSPRACHLICHEN HINWEIS WIE IN DER SPRACHLICHEN DEIXIS EINEM HÖRER EINDEUTIG EINEN SINGULÄREN GEGENSTAND IDENTIFIZIEREN, OHNE IHN IN ALLGEMEINEN DESKRIPTOREN ODER BEGRIFFEN BESCHREIBEN ZU KÖNNEN. WÜRDE MAN, WIE SEARLE, DIESE LETZTERE BEDINGUNG ZUR VORAUSSETZUNG MACHEN, WÄRE ES NICHT MEHR MÖGLICH, DIE UNMITTELBARKEIT DER ÜBERRASCHENDEN BERÜHRUNG MIT DER REALITÄT IM KRISENFALLE DES ZUSAMMENBRUCHS VON ÜBERZEUGUNGEN, DIE JA EBEN AUCH IN JENER BEDINGUNG DER ALLGEMEINEN BESCHREIBBARKEIT ENTHALTEN SIND, ALS INITIALPHASE DER ERZEUGUNG EINER GEGENSTANDSSPEZIFISCHEN FRAGLICHKEIT IN ANSCHLAG ZU BRINGEN BZW. DAS, WAS BEI PEIRCE MIT DEM KONZEPT DER "BRUTE FACTS" UND DER ZWEIFELHAFTHEIT GEFASST IST, ZU ANALYSIEREN. DIE FOLGE DAVON WÄRE, EINEN BEGRIFF VON PRAXIS NICHT MEHR BILDEN ZU KÖNNEN. GENAU DAS IST BEI SEARLE AUCH EIN DURCHGEHENDES PROBLEM: MASSIV IN SEINER SCHRIFT "ON INTENTIONALITY", WORIN ER MIR BESTÄNDIG DER SACHE NACH VON AUTONOMER LEBENSPRAXIS ZU HANDELN SCHEINT, ABER DIESE SACHE BESTÄNDIG AUF INTENTIONALITÄT REDUZIERT. DAS PROBLEM KEHRT DANN EBENSO MASSIV WIEDER IN DER NEUESTEN SCHRIFT ÜBER DIE "KONSTRUKTION SOZIALER REALITÄT", WORIN SICH DIESE REDUKTION WIEDERHOLT. - ZU (B): NICHT ALLE EIGENNAMEN SIND KONDENSIERUNGEN URSPRÜNGLICH ALLGEMEINER DESKRIPTION ODER KENNZEICHNUNG. MANCHE EIGENNAMEN, Z.B. TYPISCHERWEISE DIE FÜR DIE ALLTAGSPRAXIS DER PERSONENIDENTIFIKATION UND -ADRESSIERUNG ZENTRALEN VORNAMEN, DIE ZUGLEICH DIE TAUFNAMEN SIND, ENTHALTEN KEINE ALLGEMEINEN DESKRIPTIONEN UND KENNZEICHNUNGEN UND SETZEN SIE NICHT EINMAL VORAN. SIE SIND NICHTS ALS WILLKÜRLICHE VEREINBARUNGEN. WESENTLICH FÜR SOLCHE EIGENNAMEN SIND TATSÄCHLICH INSTITUTIONELLE VEREINBARUNGS- AKTE, DIE TAUFAKTEN STRUKTURELL GLEICHKOMMEN. VERSUCHT MAN, IN ERSTER ANNÄHERUNG BEDINGUNGEN FÜR GEGENSTÄNDE ANZUGEBEN, DIE MIT SOLCHEN EIGENNAMEN BELEGT WERDEN KÖNNEN, DANN STÖSST MAN AUF JEDEN FALL AUF DIE FOLGENDE: ES MÜSSEN GEGENSTÄNDE MIT EINER SUBJEKTIVITÄT SEIN, DIE REAL ODER FIKTIONAL AUF EINEN EIGENEN BILDUNGS- UND INDIVIDUIERUNGSPROZESS ZURÜCKGEHT, DIE SICH ALSO ALS AUTONOME LEBENSPRAXIS ODER ALS DEREN WESENTLICHER BESTANDTEIL KONSTITUIERT HABEN. WIEDERUM SCHEINT MIR DAFÜR, DASS SEARLE DIESER ZUSAMMENHANG UNWICHTIG IST, LETZTLICH VERANTWORTLICH ZU SEIN, DASS ER KEINEN BEGRIFF VON PRAXIS HAT. ABGESEHEN VON DIESER GERINGFÜGIGEN, ABER FÜR DIE SOZIOLOGIE DENNOCH NICHT UNWICHTIGEN DIFFERENZ TEILE ICH VOLL UND GANZ, WAS SEARLE ZUR DIFFERENZ VON REFERENZ UND PRÄDIKATION HERAUSGEARBEITET HAT, VOR ALLEM AUCH, DASS NICHT DIE PRÄDIKATION ALS EIN SPEZIALFALL DER REFERENZ SONDERN UMGEKEHRT DIE REFERENZ ALS EIN SPEZIALFALL DER PRÄDIKATION ANZUSEHEN IST.

liegen zwischen dem reinen Typ der Referenz und dem reinen Typ der Prädikation gewissermaßen Abstufungen von Referenz durch konventionalisierte Kennzeichnungen und durch allgemeine Deskriptoren, die auch als Prädikate fungieren können.

Mit diesen Abstufungen hängt zusammen, daß von beiden Polen aus Annäherungen an den jeweiligen Gegenpol vor sich gehen können. So können tatsächlich - und sind auch häufig - Eigennamen sich ursprünglich aus Prädikationen, deskriptiven Identifikationen oder Kennzeichnungen ergeben haben, wie das regelmäßig bei geographischen Eigennamen und bei Familiennamen der Fall ist - ganz typisch auch bei Spitznamen. Es können aber auch umgekehrt, obwohl anscheinend viel seltener, aus Eigennamen, die keine nachvollziehbare Deskription in Allgemeinbegriffen mehr in sich tragen, allgemeine Deskriptoren oder gar prädikative Ausdrücke werden, z.B. dann, wenn aus der Eigenart einer konkreten Person oder Familie eine Typik herausgelöst wird und durch den Namen dieser Person ausgedrückt wird (z.B. ein "Möllemann" für den Einkaufswagen-Plastikchip).

Daraus ergibt sich auch die genetische Frage, was zuerst kam: die Referenz durch Eigennamensgebung, aus der sich dann die verallgemeinernde und Begriffsbildung implizierende Prädikation ergab, oder die Prädikation, aus der sich dann durch Konventionalisierung und Akzentuierung die Bildung von Eigennamen für individuierte Gebilde ergab? Wahrscheinlich vollzog sich beides zugleich, wobei aber analog dazu, daß die Referenz den Grenzfall der Prädikation abgibt und nicht umgekehrt, der Prädikation als notwendigem Bestandteil jeglichen Sprechhandelns die führende Funktion zukommt, allerdings ohne die referentielle Identifikation der Gegenstände kein Anlaß für eine Praxis des Sprechhandelns vorliegt. Es soll damit ausgedrückt sein, daß die quasi-theologische Theorie der Entstehung von Sprache nach der Logik der göttlichen Namensgebung und der Taufe ("Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein") ganz unplausibel und unhaltbar erscheint.

Aber dennoch bleibt die Frage, wie diese Namensgebung als eigenständiger Handlungstyp ausgedrückt werden soll -

nach dem Typus der Referenz oder der Prädikation? Denn zunächst einmal ist sowohl die Belegung von identifizierten Gegenständen mit Eigennamen, wie z.B. in der Taufe, als auch die definitorische Einführung neuer Terme, die sich dann als prädikatorische Ausdrücke eignen, und komplementär dazu die definitorische Belegung von bereits identifizierten Gegenständen mit existierenden Termen weder ein Vorgang der Prädikation noch der Referenz. Damit hängt des weiteren zusammen, daß man den präzisierenden Ausdruck "X ist ein P" sowohl als tautologische Definition oder Sprachvereinbarung im Sinne von "diesem Gegenstand X wird der sprachliche Ausdruck P zugewiesen" als auch als Tatsachbehauptung im Sinne von "diesem Gegenstand X kommt, so behaupte ich, die Eigenschaft P zu" interpretieren kann. Das gilt auch dann noch, wenn die Identifikation des Subjekts, des "Satzgegenstandes", seinerseits explizit schon mit Hilfe eines "Prädikatsnamens" geschehen ist. Ob es sich bei entsprechenden Aussageformen bzw. Ausdrücken dann je um eine tautologische Definition oder eine tautologische Explikation einer Wortbedeutung handelt oder um eine falsifikationsfähige synthetische Tatsachbehauptung, kann man also nur im Hinblick auf die Wahrheitsbedingungen der mit dem Ausdruck sich verbindenden Sprechhandlung, also letztlich nur handlungslogisch entscheiden.

Kehren wir am Ende dieses Exkurses zum Ausgangspunkt zurück: Immer dann, wenn referentielle Akte mit Hilfe von Eigennamen oder von deiktischen Ausdrücken vorliegen, wenn also Gegenstände, über die etwas ausgeführt wird, durch unmittelbare situationsspezifische, ein gegenstandsspezifisches gemeinsames situativ operierendes Kontextwissen von Sprecher und Hörer voraussetzende Hinweisoperationen identifiziert werden, durch Operationen also, deren Nachvollziehbarkeit systematisch über die im selben Text "lesbare" Repräsentanz von Wirklichkeit hinausgeht, muß die Immanenz der Rekonstruktion des objektiven Sinns bzw. der latenten Sinnstrukturen der zu analysierenden Ausdrucksgestalt durchbrochen und Bezug auf diese außertextlichen Tatsachen zur Entschlüsselung des Textes selbst genommen werden. Aber der darin liegende zwingende Rekurs auf den subjektiven Sinn von Sprecher und Hörer wird deshalb keinesfalls zum Paradigma der Textinterpretation, wie das letztlich in allen anderen sinnverstehenden Methoden wie selbstverständlich unterstellt wird. Denn diese auf die Indexikalität der deiktischen Elemente gerichtete Dechiffrierung von Bedeutung bezieht sich auf den schmalen Bereich, in dem die repräsentierende Welt der Zeichen mit der repräsentierten Welt der Gegenstände identifizierbar direkt verknüpft wird, nicht auf die Er-

zeugung der repräsentierenden Welt in der Eigenlogik ihrer Bedeutungsstrukturen.

Es kommt hinzu, daß bei ästhetischen Ausdrucksgestalten, also den künstlerisch gestalten Werken oder nachträglich in deren Pragmatik gehobenen ästhetischen Gebilden, dieser Bereich so gut wie keine Rolle spielt, weil ja für sie gerade konstitutiv ist, daß wegen ihrer Autonomie ihre Geltung und die Verstehbarkeit ihres Sinns ohne die Krücke der Referenz auf externe Wirklichkeit per se auskommt. Unmittelbare Deixen auf singuläre Gegenstände kommen darin von vornherein nicht vor. Und der Gebrauch von Eigennamen muß sich von vornherein auf jene Gegenstände beschränken, die einen herausgehobenen, außeralltäglichen, also tendenziell von jedermann gewußten und insofern schon universalisierten Charakter haben wie mythische oder historische, legendäre Figuren. Wo diese Bedeutsamkeit nicht vorausgesetzt werden kann oder muß, hat der Gebrauch von Eigennamen einen exemplarischen, singuläre Konkretion als solche stilisierend repräsentierenden Charakter (wie z.B. trivialerweise in Theaterstücken).

Das führt zum letzten Punkt des Exkurses. Überall dort, wo an identifizierbaren Textstellen der Referenz die Immanenz der Sinnrekonstruktion durchbrochen werden und gewissermaßen ein Blick durch das Loch der Referenz auf singuläre Gegenstände (Dinge, Personen, Ereignisse, etc.) geworfen werden muß, bleibt immer noch auch für die Immanenz der Bedeutungsrekonstruktion eine letzte Aufgabe erhalten: nämlich die Form dieser Referenz und die allgemeinen bedeutungstragenden und -konstituierenden Momente, die darin liegen, zu explizieren. So markieren z.B. Eigennamen in der Form von Vornamen immer auch das Geschlecht, das nun nicht mit dem Geschlecht der singulären Person, die gemeint ist, übereinstimmen muß, aber dennoch sich gemäß geltender Regeln mit diesem sprachlichen Ausdruck verbindet. Oder der deiktische Ausdruck kann besonders akzentuierenden Charakter haben ("dies da") oder beiläufig gebraucht sein ("er, sie, es"). Die Lautgestalt als solche kann, wie bei Vornamen, gewisse eigenlogische Funktionen z.B. des Wohlklangs, der Brauchbarkeit, etc. erfüllen, die zu berücksichtigen sind, usf..

Fortführung der Sequenzanalyse.

Wir haben es hier nun mit einem Eigennamen "Erebos" zu tun, der, wie bei ästhetisch interessierenden sprachlichen Gebilden, eine herausgehobene, in diesem Falle mythische Figur meint, womit verbunden ist, daß man in jedem brauchbaren einschlägigen Lexikon nachlesen kann, wer oder was damit gemeint ist. Das ist schon ausgeführt wor-

den. Allerdings fehlt noch, daß ganz entsprechend dem, was über das genetische Problem der Namensgebung ausgeführt wurde, in der antiken Mythologie Erebos auch ganz allgemein Finsternis, spezifischer die tiefsten Schichten der Finsternis in der Unterwelt, im Hades meinte, und insofern der Eigenname zugleich wie ein allerdings epochen- und kulturspezifisches Prädikat für einen elementaren Weltaspekt verwendet wurde. Für den antiken Menschen in seinem zugleich anthromorphisierenden und magischen Verhältnis zu den Naturkräften schmolz wahrscheinlich unauflöslich zusammen, was wir heute analytisch scharf unterscheiden: die mit dem Eigennamen belegte personifizierte Gottheit der Finsternis und die Finsternis als basaler Weltaspekt oder -zustand selbst. Im magischen Denken läßt sich beides gar nicht so scheiden, wie wir das heute erkenntnistheoretisch können. Denn in ihm entsprechen den allgemeinen Eigenschaften prinzipiell auch personalisierbare Wesenheiten, vor allem bei solchen Eigenschaften, die elementar sind. Und das ist bei Finsternis ja eminent der Fall: also sowohl allgemeine Eigenschaft wie personale Gottheit. Die Lexika jedenfalls, die wir hier zu Rate ziehen müssen als die Lagerstätten der einschlägigen Forschungsergebnisse, geben übereinstimmend Auskunft, daß der Name Erebos eher die allgemeine Ortsbezeichnung, also tiefste Finsternis in der Unterwelt als die personifizierte unsterbliche Gottheit meinte, wohingegen der Name Hades umgekehrt eher für die Bezeichnung der Gottheit bzw. des Herrschers der Unterwelt stand als topologisch für diese Welt selbst.

Berücksichtigen wir nun, daß das "L`Érèbe" unmittelbar vorausgehende Wort ja "ténèbres" am Ende der vorausgehenden Zeile war¹² und hier die Dunkelheit als das Reich gemeint war, in dem sich die Katzen mit Vorliebe aufhalten, dann sehen wir, daß Baudelaire hier kunstvoll die profane, jede Nacht zurückkehrende Dunkelheit der tatsächlichen Katzen unserer Erfahrung als moderne Menschen mit der mythischen Finsternis der Unterwelt des noch magischen Weltbildes des antiken Menschen und damit Moderne und Antike zusammenmontiert und beide Sphären in spezifischer Weise ineinanderübergehen läßt. Damit wird ein außerordentlich komplexer Übergang und ein außerordentlich komplexer Prozeß der Verdichtung von historisch Charakteristischem und Universell Überzeitlichem eingeleitet - eine Synthetisierung, für die wiederum die Katzen symbolisierend stehen.

¹² NICHT NUR UNTER DIESEM GESICHTSPUNKT IST DIE ÜBERSETZUNG VON "L`ERÈBE" DURCH "HADES" MIT EINEM PRÄGNANZVERLUST VERBUNDEN UND ETWAS ARG FREI.

Wiederum findet in dieser Amalgamierung eine bezeichnende Triangulierung statt: Indem die Aktualität von Autor und Leser des Werks, die Moderne des 19. Jahrhunderts, und das magische Weltbild der Antike ineinander verschränkt werden, entsteht etwas Drittes, das, was beides jenseits ihrer ins Auge fallenden Verschiedenheit: hier entzauberte, dort noch verzauberte Welt, hinter der Bühne bzw. unter der Oberfläche miteinander hinter- bzw. untergründig verbindet. Thematisch wird also das, was einerseits die Moderne gegenüber der Antike verloren hat und in ihr wiederfinden kann: der Zauber, die Faszination durch das Geheimnis, das Ernst-Nehmen der umfassenden Sinnggebung im Mythos, und was andererseits im antiken Mythos schon als zwingender Übergang zur Moderne sich vorbereitet: die vertiefende Erforschung des Geheimnisses, die scheinbar luxurierende, über die Kurzfristigkeit der Nützlichkeit hinausgehende unvoreingenommene Vergegenwärtigung der ebenso abgründigen wie faszinierenden "letzten" Fragen. Indem in dieser Amalgamierung der moderne Leser natürlich nicht einfach in den mythischen Menschen der Antike sich zurückverwandelt ("going native"), sondern den antiken Mythos als Verkörperung von Antworten auf seine eigenen Fragen in einer entzauberten Welt nimmt, übersetzt er natürlich immer schon, wie Baudelaire hier exemplarisch, das antike Weltbild und die antike Lebenswelt in den Fragehorizont seiner eigenen, modernen Welt. Darin ist es nicht mehr bewußtlos gelebter Mythos als Ausdruck unmittelbarer Praxis, sondern Chiffrierung von Fragen an der modernen Grenze zwischen Wissen und Nicht-Wissen, zwischen unmittelbarer Körperlichkeit und beherrschter Natur. In dieser Chiffrierung und Umrahmung wird die Erinnerung an die Antike zur ästhetischen Chiffrierung sowohl von letzten Fragen als auch von nicht still stellbarer Übergänglichkeit in eine offene Zukunft, worin sich Verlust des Vertrauten und Überschreitung des Verbrachten, Fesselnden; Desillusionierung und Hoffnung als komplementäre Seiten dieser Übergänglichkeit paaren, eine Dynamik, die im Doppelsinn der Wörter "Fessel" und "fesseln" verborgen ist.

Die Scharnierstelle dieser Triangulierung, ihr Medium gewissermaßen, sind wiederum die Katzen. Während sie in der vorausgehenden Zeile noch als geheimnisvolle Wesen der normalen, alltäglichen Nachtdunkelheit, des "Diesseits" gewissermaßen, erscheinen, sind sie in dieser Zeile Bestandteil der mythischen Weltbild - und zwar deshalb, weil sie sich eigentlich als Zugtiere vor dem Wagen der Unterwelt besonders eignen. Warum das? Baudelaire benötigt dafür gar kein Argument mehr. Es liegt ästhetisch, aufgrund der ebenso kunstvollen wie einfachen Suggestivität der sprachlichen Form auf der Hand: Es ist das Ge-

heimnisvolle und immer wieder in Staunen versetzende extrem Gegensätzliche, zugleich Luxurierende der Katzentiere, das sich jeder Berechenbarkeit entzieht und sich in der Sphäre der geheimnisvollen Unsichtbarkeit nächtlicher Dunkelheit entfaltet, das sie für diese Stellung vor dem Leichen- bzw. Totenwagen der Unterwelt grundsätzlich aufdrängt. In ihrem animalischen, dem Subjekt der Moderne anschaulich zugänglichen Leben verkörpern die Katzen etwas Außerordentliches, das gesteigert im antiken Mythos und dessen magischen Weltbild wiedergefunden werden kann. Die Katzen weisen also von ihrer Natur her über diese Natur ästhetisch hinaus.

Wiederum haben wir in dieser Denkfigur unabweislich die Dialektik von Historizität und Universalität vor uns mit ihrer Implikation, die dem Strukturalismus fern aller deutschen Mißverständnisse so geläufig ist wie nur irgend etwas: daß nämlich sich die universalen Strukturen der Welt und des Verhältnisses zu ihr nur der erkennende Geist vergegenwärtigen, erst recht entziffern kann, der im Bewußtsein seiner historischen Genese lebt. Auf diesem Hintergrund der Baudelaire'schen Aktualität der Antike verschmelzen nicht nur Magie und methodisches Wissen, Mythos und Entzauberung zur Fundierung aller Geistigkeit in der ästhetischen Erfahrung, wird die Übersetzung in die Strukturen der ästhetischen Erfahrung das zugleich säkularisierende und bewahrende Gefäß der Universalität, sondern werden auch die Geheimnisse der Natur (verkörpert in den Katzen) aufgehoben in den Geheimnissen der ästhetischen und künstlerischen Gebilde.

Das Baudelaire'sche Gedicht selbst führt ästhetisch den Beweis für dieses theoretische Argument. Und indem ihm das so suggestiv gelingt, steht es wie im Rennen zwischen dem Hasen der begrifflichen Explikation und dem Igel der sinnlichen Suggestivität schon immer da, wo die Werkanalyse erst hinwill. Das Werk selbst bleibt der unauflösbare und unerschöpfliche Maßstab für die Geltung dieser analytischen Explikation, die deshalb keineswegs unnötig wird, sondern ihr eigenes, unersetzliches Geschäft der theoretischen Modellbildung betreiben muß.

Aber wir haben der detaillierten Sequenzanalyse dieser für das ganze Gedicht zentralen Zeile schon weit vorgegriffen. Auffällig ist, daß diese ja rein sprachlich mit den diesseitigen Katzen identischen Tiere (markiert in der Relation zwischen dem "Ils" (Katzen) der vorausgehenden und dem "les" dieser Zeile¹³) im Mythos einerseits,

¹³ ES IST FÜR SICH AUFSCHLUSSREICH, DIE SYNTAKTISCHEN VORKOMMENSSTELLEN FÜR DIE KATZEN ALS SEQUENZ ZU BE- TRACHTEN: 1. "LES CHATS PUISSANTS ET DOUX" (3. ZEILE), 2. "QUI" (4. ZEILE), 3. "AMIS DE LA SCIENCE ET LA VOLUPTÉ" (5. ZEILE), 4. "ILS" (6. ZEILE), 5. "LES" (7. ZEILE). AN DER ERSTEN STELLE SIND SIE PASSIV DIE OBJEKTE DER GEMEIN- SAMEN VORLIEBE VON VERLIEBTEN UND GELEHRTEN, AN DER ZWEITEN STELLE WERDEN SIE IM HINBLICK AUF KÄLTEEMP- FINDLICHKEIT UND BEHAUSTHEIT, ALSO SENSIBILITÄT UND SCHUTZBEDÜRFTIGKEIT, MIT DEN VERLIEBTEN UND GELEHRTEN SCHON GLEICHGESETZT, AN DER DRITTEN STELLE WIRD DIESE GLEICHSETZUNG GESTEIGERT ZUR SYMBOLISIERUNG - DIE KATZEN SIND JETZT SCHON ANTHROMORPHISIERT FREUNDE DER WISSENSCHAFT UND DER WOLLUST. AN DER VIERTEN STELLE WERDEN SIE ZU AGENTEN DER KONZENTRIERTEN ERFORSCHUNG VON ABGRÜNDIGEN GEHEIMNISSEN, ALS DIE SIE AN DER FÜNF-

betont durch das "passé simple" des Tempus des Prädikats, zu diesen Zugtieren des Totenwagens der Unterwelt vollendet schon gemacht worden sind, andererseits aber diese Vollendung durch den Konjunktiv in die Irrealität einer nur gedanklichen oder imaginativen Tatsache verwiesen wird. Dadurch wird der mythische Tatbestand als solche auf kunstvolle Weise in der Schwebe zwischen vollendeter Tatsächlichkeit und vollendeter Möglichkeit gehalten und als solcher formal gekennzeichnet - eine Kennzeichnung, die zugleich auf ein Konstitutivum des autonomen Kunstwerks verweist.

"S'ils pouvaient au servage incliner leur fierté.
" (Wenn sie ihren Stolz der dienenden Unterwerfung hätten beugen können.)

Erst jetzt wird die Prämisse bzw. die Bedingung der in den Irrealis gesetzten Schlußfolgerung genannt. Mit dieser Umkehrung der normalen Abfolge von Prämisse, Antezedens und Konklusion im syllogistischen Schlußschema wird noch einmal formal die fast schon vollendete selbstverständliche Tatsächlichkeit der mythischen Transformation betont. Bedingung für diese mythische Funktion in der Unterwelt wäre gewesen, daß die Katzen ihren Stolz für die dienende Funktion hätten beugen können. Indem diese Bedingung ebenso im Konjunktiv steht, wie die Konklusion, wird zwingend indirekt ausgedrückt, daß diese Möglichkeit innerhalb der in sich hypothetisch vergegenwärtigten Welt des Mythos nicht realisiert wurde, d.h. nicht hätte re-

TEN STELLE IN EINE HERAUSGEHOBENE FUNKTION IM ANTIKEN MYTHOS HINEINIMAGINIERT WERDEN, AUS DER SIE ABER, VORBEREITET IM KONJUNKTIV DES PRÄDIKATS DIESER STELLE, AN DER SECHSTEN STELLE DER NÄCHSTEN ZEILE WIEDER HERAUSGENOMMEN WERDEN, NICHT AUFGRUND EINES EIGNUNGSDEFIZITS, SONDERN AUFGRUND ZU GROSSER FREIHEIT, UNABHÄNGIGKEIT UND SELBSTÄNDIGKEIT. WIR HABEN IN DIESER SEQUENZ ALSO AUF KLEINSTEM RAUM EINE AUSSERORDENTLICH RASANTE TRANSFORMATION DER DIALEKTISCHEN STEIGERUNG UND ÜBERHÖHUNG VOR UNS, DIE SICH BIS ZUM ENDE DES GEDICHTES FORTSETZEN WIRD.

alisiert werden können. Es wird also diese komplizierte Verschachtelung von Konstruktionsebenen dazu benutzt, in einer folgerichtigen Sequenz der Steigerung die Struktur zu enthüllen, die sich in den Katzen verkörpert: die Katzen sind nämlich zu stolz, d.h. zu unnahbar und zu autonom, als daß sie sich selbst im Mythos für die Unterwelt, der sie doch eigentlich in ihrer Undurchdringlichkeit angehören, in herausgehobener, aber letztlich doch dienender Funktion eignen. In der außermythischen Natur entspricht diesem Stolz die Nicht-Dressierbarkeit der Katzen¹⁴, die wir ja schon als Argument gegen die Eignung zum nützlichen Haustier angeführt hatten. - Damit werden die Katzen im Grunde am Ende dieser zweiten Strophe zu vollkommen autonomen Gottheiten gesteigert.

Exkurs über die Kontextualisierung im antiken Mythos.

Aber bevor wir die unmittelbare Weiterführung dieser Steigerung in der Verschmelzung von Katzen und Sphingen in der nächsten Strophe behandeln, müssen wir noch einmal in der Sequenzanalyse innehalten und genauer betrachten, (1) was es eigentlich mit dem Bild der Katzen als Zugtieren des Totenwagens auf sich hat, (2) welche Stellung die Katzen in der Antike tatsächlich eingenommen haben und (3) welches historische Kontextwissen Baudelaire wohl faktisch wie hier eingesetzt haben mag.

Zu 1): Ich habe nirgendwo einen Hinweis darauf gefunden, daß Erebus als Gottheit mit einem Wagen oder Gespann unterwegs war oder es in der Unterwelt die Einrichtung eines Leichen- oder Totenwagen gegeben hätte. Der einzige mythologische und kunsthistorische Befund, der sich mit dem Bilde in Baudelaire's Gedicht entfernt in Verbindung bringen läßt, ist die in sich im Mythos nicht besonders bedeutsame Episode, in der Hades mit Hilfe eines von dunkelblauen Rossen bespannten Wagens bei den zwei bis drei Malen, bei denen er sein Reich überhaupt verlassen hat, die schöne Persephone raubt und sich zur Gemahlin macht. Diese Episode ist zugleich in einer Wandmalerei des als des der Persephone geltenden Grabes von Vergina in Makedonien überliefert. Mit einem Toten- oder Leichengespann ("coursiers funébre") hat das nicht mehr zu tun, als daß der Wagen des Hades automatisch natürlich dem Totenreich

¹⁴ OBWOHL TATSÄCHLICH DIESE VERWENDUNG IN DER MYTHOLOGIE VORKOMMT, ABER NICHT IN DER GRIECHISCHEN ODER ORIENTALISCHEN, SONDERN IN DER GERMANISCHEN, ALLERDINGS BEZOGEN AUF WILDKATZEN. SIE GALTEN DEN GERMANEN ALS LIEBLINGSTIERE DER FREYA, DIE ZWEI DAVON ALS ZUGTIERE FÜR IHREN WAGEN SICH HIELT. BAUDELAIRE WIRD DARAUF WOHL KAUM BEZUG GENOMMEN HABEN UND SELBST DANN BLIEBE WEGEN DER SELTENHEIT DIE MERKWÜRDIGKEIT DER KOMBINATION VON KATZEN UND ZUGTIER NOCH ERKENNBAR.

der Unterwelt angehört. Aber eine darüber hinausgehende funktionale Verknüpfung mit dem Totenreich, die das Adjektiv "funébre" rechtfertigte, liegt nicht vor¹⁵.

Von einem Entsprechungsverhältnis zwischen dem überlieferten Mythos und dem Bild, das Baudelaire entwirft, kann also keine Rede sein. Auf der anderen Seite ist das entworfenen Bild in der Immanenz des autonomen Werkes nicht nur eine in sich stimmige, höchst suggestive Konstruktion, sondern nimmt darin sogar eine entscheidende Position für die Steigerungstransformation ein. Hat nun Baudelaire sich einfach nur geirrt, ist er analog zum Mechanismus einer freien Assoziation von den Splittern der mythischen Überlieferung zu diesem Bild angeregt worden oder hat er einfach frei erfunden, was zur Eigenlogik seines eigenen Werkes paßte? Im Grunde sind das für die Werkanalyse, so lange sie in ihrer Immanenz zu in sich stimmigen Rekonstruktionen führt, nebensächliche, wenn nicht gar unnötige Fragen. Ihre Behandlung erhielte nur dann Bedeutung, wenn zum einen der Künstler zu in sich unstimmen oder wenig suggestiven Bildern gekommen wäre und dieser im Sinne einer Theorie künstlerischen Handelns - und einer Rekonstruktion des Künstlers Baudelaire erst recht - erklärungsbedürftige Tatbestand eventuell durch eine zu wörtliche Übernahme der Überlieferung bedingt sein könnte - eine solche Konstellation liegt hier ganz eindeutig nicht vor. Oder wenn zum anderen mit ironischen oder sonstwie zitathaften Anspielungen auf die Überlieferung ästhetisch gestaltend operiert würde, was ohnehin für ein autonomes Kunstwerk nur von begrenztem und eher nebensächlicher Bedeutung sein könnte. Aber auch eine solche Konstellation scheidet hier wegen fehlender zitierfähiger Bezüge aus.

Allenfalls ließe sich noch der Schluß ziehen, daß Baudelaire hier als autonomer Künstler so auftritt, als ob er selbst frei den antiken Mythos ausdrücken, ergänzen und weiterspinnen könnte, was sich ja auch mit dem Irrealis der Bildkonstruktion deckt. Dann würde darin enthalten

¹⁵ VIEL WICHTIGER ALS IRGENDWELCHE ENTSPRECHUNGEN ZUR ANTIKEN MYTHOLOGIE IST FÜR DIE IMMANENTE SINNGESTALT DES GEDICHTES DER FOLGENDE ZUSAMMENHANG. DIE ÜBER DIE WÖRTER "TÉNÈBRES" UND "ERÈBE" SUGGERIERTE GLEICHUNG VON NÄCHTLICHER DUNKELHEIT UND TIEFSTER FINSTERNIS IM HADES WIRD WESENTLICH ÜBER DAS BILD VOM LEICHENGESPANN HERGESTELLT. DAS IST ES, WORAUF ES BAUDELAIRE ANKOMMT. UND DARIN ERSCHEINT WIEDER DIE DIALEKTISCHE FIGUR VOM LIEBESTOD, DIE VON ANFANG AN DER LOGIK DER PRAXISENTLASTETEN, LUXURIERENDEN HINGABE ZUGRUNDELIEGT, WIE SIE SOWOHL DIE VERLIEBTEN ALS AUCH DIE GELEHRTEN KENNZEICHNET UND IN DEN KATZEN ANSCHAULICH VERKÖRPERT IST.

sein, daß Baudelaire als Künstler der Moderne zugleich in die praktische Perspektive der Expression mythischer Stoffe "zeitmaschinenartig" zurückgekehrt ist und aus dieser irrealen bzw. surrealen Verschmelzung des Ungleichzeitigen eine dritte, neue Wirklichkeit, jene spezifische der autonomen Kunst, synthetisiert.

Damit könnten wir die vorausgehenden Fragen auf sich beruhen lassen, wenn es nur um eine immanente Werkanalyse ginge. Aber wir können dennoch unter dem Gesichtspunkt der Kontextualität etwas mehr daraus lernen. Wir haben hier nämlich ein instruktives Beispiel dafür vor uns, daß eine von vornherein mit der Kontextualität arbeitende und nicht erst einmal konsequent immanent verfahrenende Werkanalyse uns hier systematisch in die Irre, zumindest aber in unaufschlußreiche Rätsellösungsversuche geführt hätte. Da die immante Sinnrekonstruktion zu einem völlig schlüssigen und in sich sogar höchst aufschlußreichen Ergebnis geführt hat, braucht uns die eigentümlich undichte Verbindung zwischen Baudelaires Bildentwurf und der mythologischen Überlieferung nicht weiter zu beschäftigen und erst recht nicht zu stören.

Zu 2): Wenn sich die Katzen für Baudelaire offensichtlich so sehr eignen, die Verschmelzung der autonomen Kunst der Moderne mit der Antike zu verkörpern, dann müssen wir uns natürlich auch erkundigen, welche Bedeutung den Katzen überhaupt in der Antike zukam, also auch hier die Immanenz im Sinne der Kontextualität durchbrechen. Allerdings können wir von vornherein jetzt schon das Folgende festhalten: Es muß etwas dem unbefangenen empirischen Blick auf die Katzen sich Erschließendes sein, das diese zu ihrer Bedeutung im Mythos und in der Kultur der Antike geeignet macht. Es wäre von vornherein sehr unplausibel, diese Eignung auf die reine kultur- und epochenspezifische subjektive Willkür historistisch zurückzuführen und zur bloßen Funktion einer lebensweltlichen Typisierung zu machen, die als solche mit den natürlichen Tatsachen beliebig verfahren könnte. Wenn dem aber so ist, dann ist von vornherein schon geklärt, daß gerade die herausgehobenen Weltdeutungen des Mythos, die einerseits die Spezifität einer Kultur begründen, andererseits nachvollziehbar motiviert sein müssen sowohl durch die universale Struktur der erfahrbaren Welt als auch durch die universale Struktur der humanen Lebenspraxis, die vor sie und sich selbst gestellt ist. Daraus folgt dann aber auch zwingend, daß die immanente Rekonstruktion einer kulturspezifischen Ausdrucksform den Vorrang vor der Rückführung auf die historische und kulturelle Kontextualität sowohl ihrer Entstehung als auch ihrer Rezeption haben muß; daß letztere immer nur die Funktion einer ergänzenden, modu-

lierenden und spezifische Lücken schließenden Interpretation haben kann, aber nie die Basis für eine Werkanalyse legen kann.

So auch hier. Katzen müssen also von ihrer Natur etwas an sich haben, das sie für über ihre konkrete Bestimmung hinausweisende allgemeine Betrachtungen und Strukturfassungen eignet. Sie müssen auf besondere Weise die Spannung zwischen Natur und Kultur, zwischen Triebhaftigkeit und Disziplin und die Austarierung dieser Spannung in einer meisternden Gelassenheit verkörpern. Das muß dann auch in der Stellung, die sie in der Antike eingenommen haben, wieder erkennbar sein. Und: die mythischen Konstruktionen müssen als solche eine Evidenzbasis in der ästhetischen Anschauung und Erfahrung der empirischen Wirklichkeit haben. Katzen sind offensichtlich dafür ein besonders günstiges Stück von Wirklichkeit.

Man nimmt an, daß unsere Hauskatze ursprünglich in Ägypten aus der nubischen Falb-Katze gezüchtet wurde. Im alten Ägypten nahm sie schon in früher Zeit die Stellung des heiligsten Tieres ein. Ihre Kadaver wurden zuweilen sogar einbalsamiert bestattet, ihre Tötung stand unter Todesstrafe. Jedem Tempel scheinen Katzen zugeordnet gewesen zu sein, denen dann auch die neugeborenen Kinder je lokal gewidmet wurden, was sich darin ausdrückte, daß sie Medaillons mit den Köpfen der entsprechenden Katzen trugen. Der Erlös für diese Medaillons kam den Tempelpriestern zugute. Wofür diese Heiligkeit stand, was sich religiös genau in ihr symbolisierte, ist nicht zu ermitteln. Die Gottheit der Katzen galt wohl als Gottheit der Liebe und der Liebenden. Von Ägypten gelangte die Katze als symbolisch bedeutsames Tier zu den Griechen, bei denen sie als Prunktier galt. Die Stellung eines geachteten Haustieres nahm sie dann auch bei den Römern ein und fand hier allgemeine Verbreitung. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß ihre Bedeutung als Mäusejäger bis hin zu den Römern nicht besonders hoch eingeschätzt wurde, man verwendete dafür viel eher das Wiesel und das Frettchen, so daß man davon ausgehen muß, daß die Katzen in diesen antiken Kulturen nicht einer profanen Nützlichkeit wegen, sondern um eines in engem Zusammenhang mit den jeweiligen Mythen stehenden besonderen Ausdruckswertes willen domestiziert wurden. Man schätzte die Katzen allgemein als zwar domestizierbare, aber nicht unterwerfbare, freie, auf Sauberkeit besonders bedachte, geheimnisvolle und sinnliche Tiere. Dafür gibt es auch Anzeichen in den frühen islamischen Kulturen und in Indien. Im europäischen Mittelalter war die Katze wahrscheinlich ihres nächtlichen geheimnisvollen Lebens wegen Träger unterschiedlichster Versionen von Aberglauben.

Die Katzen müssen in ihrer auffälligen Eigenart also schon immer die ästhetische Aufmerksamkeit und die mythisch-animistischen Deutungen und Phantasien angeregt haben, und sie sind wahrscheinlich den Menschen schon immer in ihrer besonderen Geschmeidigkeit und Eleganz aufgefallen, so daß sie sich in besonderer Weise in unterschiedlichen Kulturen zur Symbolisierung geeignet haben. Wir können deshalb davon ausgehen, daß Baudelaire die Katzen sowohl unmittelbar als der sinnlichen Erfahrung besonders auffällige Tiere als auch als vieldeutige Symbolisierungen der alten Kulturen thematisiert. Aber wiederum ist nicht zu sehen, daß er in die Symbolisierungsfunktion der Katzen thematisch etwas aufnimmt, was ausschließlich auf die historische Kenntnis des Katzenbildes in den alten Kulturen zurückginge und nicht in der unmittelbaren Anschauung dieser Tiere auch zur Evidenz käme. Aber die Kenntnis ihrer historischen kulturellen Stellung trägt andererseits wesentlich dazu bei, sie zum synthetisierenden Gefäß universeller Gehalte und Erfahrungen in den "vertikal" und "horizontal" sehr unterschiedenen Kulturen zu machen.

Zu 3): Daß Baudelaire sich für die antiken Kulturen, insbesondere die griechische, stark interessiert hat und die im Aufbau befindlichen umfangreichen Sammlungen des Louvre gut kannte, ist verbürgt, auch, daß ihm die griechische Antike als zeitlose Verkörperung des Erhabenen galt. Insofern muß ihm die Thematik der Katzen in ihrer Verbindung mit der Antike und den darin liegenden Möglichkeiten, hoch geschätzte Wesenszüge der Antike im Katzenthema zu verschlüsseln, sehr entgegen gekommen, ja geradezu eine Herzensangelegenheit gewesen sein. Aber das erklärt nur die Affinität zu diesem Thema, nicht, was er genau daraus macht und welche Ausdrucksformen und welche darin chiffrierten Verkörperungen in der poetischen Bearbeitung der Thematik am Ende herauskommen. Ohnehin haben wir genügend Evidenz dafür, daß die im Gedicht erzeugte Sinngestalt sich mit prägnanten Zügen aus der historischen und mythologischen Überlieferung nicht erklären läßt, so daß selbst dann, wenn man eine genaue Kenntnis von Baudelaire's Wissen und Vorurteilen über diese Überlieferungen hätte, eine andere Rekonstruktion dieser Sinngestalt nicht zu erwarten gewesen wäre. Einzig die Auffälligkeit, Katzen wie selbstverständlich als "Stolz des Hauses" zu deklarieren, ruft beim modernen Leser ein Befremden hervor, das sich erst legt, wenn er die besondere Stellung der Katzen in den antiken Kulturen zur Kenntnis nimmt. Aber auch hier ist eine Wertung thematisch, die nicht allein auf einer sozialen Typisierungs-Willkür fremder Kulturen beruht, sondern durchaus sich in

einer unvoreingenommenen Wahrnehmung der Katzen als Naturwesen nachvollziehen läßt.

Fortführung der Sequenzanalyse.

Am Ende der zweiten Strophe waren die Katzen in der steigenden Transformation dessen, was sich in ihnen verkörpert, im Grunde zu souveränen Gottheiten geworden, die sich sogar einem unterstellbaren Wunsch des Hades, sie in seinen Dienst zu nehmen, entziehen können. Ganz offensichtlich sind Katzen von ihrem Naturell her von so großem, naturwüchsigen Stolz, daß sie sich einer so dienenden Funktion, wie dem Hades seine düsteren Unterweltswagen zu ziehen, nicht unterwerfen. Katzen sind dafür zu stolz, das Gegenteil von unterwürfig und servil. Sie sind zu solchen Leistungen auch nicht dressierbar und eben deshalb eine Ausnahme unter den Haustieren, für die konstitutiv ist, daß sie sich abrichten lassen zur zuverlässigen, knechtischen Ausführung von Diensten und Routinen. Katzen dagegen sind unberechenbare Wesen: Kaum haben sie irgendwelche Erwartungen geweckt, entziehen sie sich ihnen. Sie lassen sich nicht festlegen. Sie sind frei, ungebunden und geheimnisvoll, auf eine überraschende Weise autonom.

In den nächsten beiden Strophen nun werden die Katzen überhöht zu geheimnisvollen, unnahbaren Wesen des Übergangs und des permanenten Oszillierens zwischen polaren Bereichen.

"Ils prennent en songeant les nobles attitudes
Des grands sphinx allongés au fond des
solitudes..."

(Sinnend nehmen sie die vornehmen Haltungen
der großen Sphingen ein, ausgestreckt in der
Tiefe der Einsamkeiten,...)

Wenn die Katzen, was sie ja häufig tun, wie vor sich hinsinnend ruhen, dann gleichen sie den Sphingen der ägyptischen Wüste. In diesem kühnen Vergleich werden äußerlich sehr unterschiedliche Dinge zur Einheit gebracht. Bevor wir das ausbuchstabieren können, müssen wir wiederum einen Exkurs einschalten, in dem das Kontextwissen über Sphingen als normierten Bestandteilen fremder Kulturen einbezogen wird.

Wir haben es hier nicht nur mit einem Eigennamen zu tun, sondern zusätzlich mit einem Gattungsnamen. Da aber die damit bezeichnete Gattung eine mythische und nicht eine

natürliche ist, müssen wir deren Bezeichnung, die für den antiken Menschen, dessen Praxis in eine Lebenswelt eingebettet ist, für die diese mythischen Konstruktionen Geltung haben wie empirisches Wissen, wie ein Prädikat, ein Begriff seiner Überzeugungen fungiert, für uns als moderne Menschen einfach schon deshalb, weil wir an die empirische Existenz dieser Gattung natürlich nicht glauben, wie einen Eigennamen übernehmen für etwas, was wir dann mit seiner Hilfe als mythologisches Phänomen einer anderen Kultur zitieren und identifizieren können. Was hier gemeint ist, kann man daran ersehen, daß sich das Wort Sphinx einfach deshalb nicht in unsere modernen europäischen Sprachen übersetzen läßt, weil die damit bezeichnete Gattung für die Kultur dieser Sprachen mythisch nicht existierte. Will man in unseren Sprachen über sie reden, muß man das Wort der Sprache oder Sprachen, in deren Kultur sie existierten, übernehmen. Entsprechend ist es dann auch notwendig, die Immanenz der Sinnrekonstruktion zu durchbrechen.

.....

Exkurs zu "Sphinx". (noch auszuführen)

Da es sich bei dem Wort "Sphinx" um einen aus dem Griechischen stammenden Eigen- bzw. Gattungsnamen für ein mythisches Wesen handelt, liegt hier wiederum für die objektive Hermeneutik der Ausnahmefall vor, externes Kontextwissen in die Bedeutungsrekonstruktion übernehmen zu müssen. Dabei muß geklärt sein, inwiefern diese Notwendigkeit davon abhängig ist, daß es sich (a) um einen Ausdruck aus einer fremden Kultur bzw. Sprache oder (b) um einen Eigennamen handelt. Im ersten Fall haben wir die Logik des Übersetzungsproblems zwischen Einzelsprachen vor uns, im zweiten Fall das ganz andere der Bedeutungserschließung durch nicht-prädikative Referenz auf außersprachliche Gegenstände.

Um das erste zu lösen, das ja im übrigen schon hier die ganze Zeit insofern involviert ist, als für uns alle wahrscheinlich gilt, daß das Französische nicht unsere Muttersprache ist, wir also nicht über die naturwüchsige Kompetenz des "native speaker" hier in vollem Umfange verfügen, für

weiter mit : Explikation der Erschließung einer Fremdsprache,

dann: was passiert, wenn es sich darin auch um Spezialausdrücke handelt, Beispiel : historische Metaphern. Wie präsent bzw. erschließbar ist die Urbedeutung noch, z.B.

bei "verrückt", Verweis auf die Klugheit der Sprache, statt Beziehung von Kontextwissen.

Dann der ganz andere Fall (b) von Eigennamen: Wer ist "Kurt". Hier muß ich wirklich wissen, wer konkret gemeint ist. Warum? Weil hier auch konkret Bezug genommen wird. (Davon abstrahieren: die üblichen Konnotationen von Eigennamen, welche Dimensionen.

In diesem Exkurs noch unterbringen: Ursprünglich in Ägypten. Mischwesen, Löwenrumpf, Menschenkopf, ursprünglich männlich, später weiblich, aber auch noch: Sperber bzw. Falkenkopf, Widderkopf. Wahrscheinlich unterschiedliche Bedeutung: 1. kgl. Macht, 2. Horus, Sonnengott, 3- ? Stand wohl auch für Fruchtbarkeit, Zusammenhang mit Nilhochwasser, Sternbild der Jungfrau und des Löwen. Die Allee von Luxor. - Über Syrien nach Griechenland, ständige Transformation der Gestalt, z.B. Flügel. Weiblichkeit wurde dominant, so wieder zurück nach Ägypten. Der nach-homerische Mythos vom Rätsel der Sphinx in der Ödipus-Sage, Ausstrahlung aber auch in die römische Kultur und nach Persien. Auffällig ist die außerordentliche breite Streuung und vielfältige Symbolbedeutung, häufig dekorative Verwendung auch. Was war daran so attraktiv? Rätsel, Geheimnis, Erotik, Transfiguration.

.....

Fortsetzung der Sequenzanalyse.

Sphingen sind katzenartige Fabeltiere aus Stein in überdimensionierter, gigantesker Größe. Sie verschmelzen Gottheit und Animalität miteinander und sind darin das Ergebnis einer mythenbildenden Anthropomorphisierung. Ebenso anthropomorphisierend verfährt der Textautor selbst, indem er dem entspannten und scheinbar teilnahmslosen Dösen der ruhenden Katzen ein diffuses, müßiges Sinnen unterschiebt, das zudem nicht einfach nur negativ als Teilnahmslosigkeit erscheint, sondern als Übernahme einer aristokratischen Haltung gedeutet wird. Das Nichts-Tun der Katzen wird so zur noblen Distanz des Aristokraten von der niedrigen Bewältigung der Lebensnot, die ruhende Katze zum Sinnbild von geistesaristokratischer Muße.

Das Gottähnliche der Katzen erfährt eine mehrfache Steigerung durch die innere Verwandlung in Sphingen, deren innere, wesenhafte Verfaßtheit sie in ihrer geradezu aufreizend entspannten Muße annehmen. Diese wiederum ist eine von Menschen ästhetisch ins Werk gesetzte. Der Verschmelzung bzw. Korrespondenz von Katze und Sphinx korre-

spondiert - geradezu wie als Beleg der Baudelaire'schen Korrespondenz-Ästhetik - jene von Natur und Kunst. Indem auf diesem Niveau der Transformation das, was die Katzen verkörpern, sich mit den Sphingen hinsichtlich der als solche ja nicht sichtbaren inneren Verfaßtheit vergleichen läßt, wird die äußere, extreme Differenz zwischen den wirklichen Tieren und den artifiziellen Fabelwesen: hier organisches Leben, dort ewiger Stein und Fels, hier Bewegung, dort Erstarrung, hier natürliche Kleinheit, dort gigantische Größe, hier natürliche Gattungstypik, dort eine imaginierte Mischgattung, hier domestizierter Appendix eines menschlichen Oikos, dort die menschliche Praxis transzendierende außerempirische Macht, hier Natur, dort Kunst, mit einem Schlage hinfällig und bedeutungslos. In den Mittelpunkt rückt das Dritte, das beide, die Katzen wie die Sphingen, mythisch verkörpern, worin sie sich gleichen und ineinander übergehen.

Wiederum wird trianguliert. Denn die Katzen werden ja nicht einfach den anschaulich gegebenen Sphingen angeglichen, sondern dem, was diese Sphingen als von Menschen kunstvoll im Horizont einer mythischen Überzeugung hergestellte Werke so verkörpern, daß sie im übertragenen Sinne selbst für die Produzenten dieser Werke zu lebendigen mythischen Wesen werden, denen man sich als irdischer Mensch unterwirft und die man verehrt. Sphingen sind also veranschaulicht in ihrer gigantischen Größe und ihrer außeralltäglichen, das Überirdische und Rätselhafte ausdrückenden Mischgestalt Verkörperungen des Imaginierten par excellence. Indem sie handwerklich und künstlerisch in der äußersten Beanspruchung aller technischen Möglichkeiten ohne jeglichen praktischen Nutzen hergestellt werden und nach ihrer Vollendung sich als rätselhaft, bedrohliche Wesen vom Hersteller lösen und ihm als eigenlogische, außerirdische Kräfte gegenüberreten, nehmen sie im Kontext des Mythos die Autonomie des Kunstwerks, das sich als paradoxal erstarrte Lebendigkeit und eigenlogische Macht des Geistes vom schaffenden Geist seines Autors löst, vorweg.

Daß die großen Sphingen nicht einfach hergestellte, symbolisierende, erstarrte Artefakte sind, sondern ein Eigenleben führen, wird nicht nur darin ausgedrückt, daß ihnen innere Haltungen zugewiesen werden, also eine Seele, sondern daß die dazu passende, von den anonymen Handwerkern bzw. Künstlern gestaltete äußere Haltung als nicht von diesen, sondern von den Sphingen selbst intendierte Körperhaltung ausgedrückt ist ("allongés"). Das ist nicht so trivial, wie wenn auf einer Zeichnung eine Katze als hingestreckt dargestellt und interpretiert wird. Denn die Sphingen in der ägyptischen Wüste sind ja

nicht Abbildungen, sondern als lebendig geltende Verkörperungen außer-empirischer Macht, von denen selbst eine mythische Kraft ausgeht. Sie haben sich, nachdem sie als sich hin-streckende geschaffen worden sind, selbst so hingestreckt, sie befinden sich aus eigenem Willen im Zustand äußerster Muße. Ihre Größe und ihre petrifizierte Erstarrung ist jetzt nicht mehr einfach technologische bedingte Stofflichkeit ihrer Herstellung, sondern wird integriert in die seelische Belebung, die sie verkörpern und verkörpern sollen. Als in dieser unnahbaren Muße befindliche Wesen, die sich vollkommen von der profanen Aufmerksamkeit für die Welt, die auch ihrem Betrachter zugänglich ist, abschließen, verwandeln sie die Wüste, in die sie von ihren Herstellern gestellt wurden, in den ihnen eigenen Raum ihrer mythischen Existenz: die unendliche Einsamkeit außerirdischer Reiche, die dem menschlichen Auge nicht mehr zugänglich sind.

Auch hier ergibt sich, für Baudelaire typisch, der eigentümliche Reiz der Gleichzeitigkeit von Gegensatz und Entsprechung, von Differenz und Gemeinsamkeit - an dieser Stelle zwischen der Behausung der fröstelnden Katzen im profanen Weltzustand (im ersten Quartett) und der unendlichen Weite der einsamen Wüsten als "Behausung" der Spingen im mythischen Weltzustand.

Was für die Spingen gilt, gilt auch per Analogie der geistesaristokratischen Muße und Haltung, für die Katzen. Was sie und die Spingen verkörpern, verewigt sich in der monumentalen Größe und Petrifizierung der Sphinx-Gestalt. Vor dem Hintergrund der ins Unendliche übergehenden Wüsten scheint es einer eigenen, das endliche Bewußtsein schon übersteigenden Realität anzugehören.

Qui semblent s`endormir dans un rêve sans fin;
(die in einem(n) Traum ohne Ende zu entschlummern
scheinen;)

Wurde im Gleichnis von Katze und Sphinx zuvor schon mit der Gegensätzlichkeit von Lebendigkeit und Versteinerung, von Weichheit des Fells und Härte des Monuments operiert, um die extreme Spannung elementarer Gegensätzlichkeiten und die widersprüchliche Einheit des unvoreingenommen-ästhetisch angeschauten Lebens auszudrücken und darin zugleich den Umschlag der Konkretion ins räumlich Unendliche zu markieren, so wird in dieser Zeile bezogen auf die zeitliche Dimension der extreme Gegensatz zwischen Augenblick und Dauer, zwischen Übergänglichkeit und Erstarrung ausgespannt. Die Spingen evozieren den Augen-

blick des Entschlummerns. Das Entschlummern ist in sich geradezu der Prototyp des Übergangs, ein Vorgang worin das von einem Zustand in den anderen übergehende Bewußtsein wie auf einem Kippunkt stehend nicht mehr angeben kann, ob es noch wach ist oder schon eingeschlafen, ob die letzten Bilder noch der äußeren Realität bzw. der Imagination des Wachbewußtseins oder schon dem Traum angehörten. Dieser Kippunkt, diese radikalisierte Augenblicklichkeit des Übergangs wird, indem sie mit der Haltung der versteinerten Sphinx identifiziert wird, in das radikale Gegenteil versteinerner Dauer und Unveränderbarkeit gebracht. In der Gestalt der Sphinx wird das Oszillieren zwischen Wachen und Schlafen, das sich im Traumbild des Einschlafens, dessen realzeitliche Dauer sich in der subjektiven Vergegenwärtigung der Traumbilder in der Traum-erzählung überhaupt nicht mehr bemessen läßt, vergegenständlicht. Der Traum selbst als Übergänglichkeit wird in der Gestalt der Sphinx auf Dauer gestellt. Indem die Sphinx in dieser Versteinerung der Übergänglichkeit an sich die Paradoxie der Vergegenständlichung des flüchtigen Augenblicks, der Vermittlung der Unmittelbarkeit realisiert, verkörpert sie das Rätselhafte der entzweiten Praxis. Indem sie in ihrer Erstarrung den flüchtigsten Augenblick fixiert, symbolisiert sie die Utopie des Festhaltens des flüchtigen, unwiederbringlichen Augenblicks und gibt so gewissermaßen durch das Schlüsselloch des Augenblicks den utopischen Blick auf die Erlösung von der nicht still stellbaren Bewährungsdynamik frei, unter deren Gesetz die Praxis steht. Ein Traum ohne Ende bedeutet das Heraustreten aus dieser irreversiblen Zeit. Auf diesem Kulminationspunkt der Transformation dessen, was die Katzen verkörpern, gelangen wir auf die Stufe des rein Ästhetischen, der ästhetischen Utopie der Versöhnung von Unmittelbarkeit und Vermittlung, anders ausgedrückt: in die äußerste Entrückung einer der Bewußtlosigkeit des unvermittelten Naturzustandes angeglichenen Sublimierung des Augenblicks in ewige Dauer.

Leurs reins féconds sont pleins d'étincelles
magiques,
(Ihre fruchtbaren Lenden sind voll von magischen
Funken,)

Jetzt werden die Sphingen und die Katzen auf einfache, zwingende Weise vollständig miteinander verschmolzen durch die sprachliche Form. Denn das anaphorische Pronomen "Leurs" bezieht sich nun tatsächlich systematisch zweideutig sowohl auf die Katzen ("Ils" der neunten Zeile), die die Haltung der Sphingen annehmen, wie auf die Sphingen selbst ("Qui" der elften Zeile), die zu ent-

schlummern scheinen. Nach dieser Verschmelzung herrscht sozusagen freier, ungehemmter Verkehr von Bedeutungselementen zwischen den Katzen und den Sphingen. Es ist nicht mehr entscheidbar, wessen Lenden gemeint sind, die der Katzen oder die der Sphingen. Jedenfalls sind sie voll von magischen Funken. Als ob es sich um die Funken einer den Widerstand überwindenden elektrischen Entladung handelt. Man wird erinnert an das Knistern, das sich beim Streichen über das Katzenfell einstellt, weil es sich dabei auf- und entlädt. Ein realer Bezug dieser Funken ist nicht mehr herzustellen. Weder bei den Katzen noch erst recht bei den Sphingen sind sie wörtlich zu erwarten. Sie sind per se magisch. In diesem magischen Austritt aus der empirischen Wirklichkeit und Übertritt in die Welt der ästhetischen Empfindung und der Synthesen stehen sie, suggeriert durch die Fruchtbarkeit der Lenden - doch wohl eher eine Anspielung auf die männliche Version der Zeugung als die weibliche - für die Entladung der Endlust, in sich eine widersprüchliche Einheit von Erfüllung und Ersterben. Die Funken der Entladung sind zugleich etwas wunderbar Aufscheinendes, in sich ein Faszinosum. Sie indizieren das Aufscheinen der Erfüllung, des Glücks und verweisen damit auf den positiven Aspekt des Liebestodes, auf die Utopie des Glücks.

Die Transformation der Steigerung weitet sich hier ins Surreale. Es sind einerseits nur noch assoziative, von der empirischen Wirklichkeit abgehobene Bilder, die aber andererseits als sprachliche Gestalt strukturell vollkommen durchkomponiert die ins Über-Wirkliche transponierten Gegenstandsdimensionen auf wunderbare Weise in einen Schwebestand des Oszillierens bringen, selbst Magie werden.

Et des parcelles d`or, ainsi qu`un sable fin,
Etoilent vaguement leurs prunelles mystiques.
(Und Stücke von Gold, so wie ein feiner Sand,
besternen undeutlich (wie von ungefähr) ihre
mystischen Pupillen.)

Diese Logik der surrealen Überschreitung empirischer Wirklichkeit setzt sich fort. Dabei wird weiterhin mit einer Bezeichnung ganz konkreter Körperteile gearbeitet: Vorher waren die Lenden thematisch, jetzt sind es die Pupillen der Augen. Das evozierte surreale Bild wird immer überdeterminierter. Von den Funken der vorausgehenden Zeile gibt es eine zwingende assoziative Brücke zu den Pupillen in Gestalt der funkelnden Blicke und der Augensterne. Bei den blinzeln-dösen Katzenaugen mit ihrer hellbraunen, fast goldgelben Iris sind die Pupillen in ihrer schnellen Veränderung besonders betont. Wenn sie

sich extrem verengen, symbolisieren sie den schmalen Schlitz in die rätselhafte Schwärze und Tiefe wie in jenem Bild vom Blick durch das Schlüsselloch des Augenblicks ins Unendliche. Zwischen Stücken von Gold und Funken besteht eine große Ähnlichkeit, denn je kleiner die Goldstückchen, desto mehr funkeln sie. In der Schwärze der Iris - das französische "prunelles" kann auch für die Schlehenfrucht verwendet werden, besonders dunkle, aromatische, geschmackskonzentrierte kleine Früchte - spiegeln sich die Lichtblitze, das plötzliche Aufscheinen von Sinnlichkeit. Katzenaugen - nicht umsonst verwendet die deutsche Umgangssprache diesen Ausdruck für die Reflektoren an Fahrzeugen - rufen diesen Eindruck des Aufblitzens besonders intensiv hervor.

Wenn diese Pupillen als mystisch bezeichnet werden - wieder ein typisch Baudelaire'sches Spiel mit dem wörtlichen Kontrast zum Mythischen, worum es im Gedicht, obwohl nie als Wort verwendet, sachlich geht - , dann wird hierin das paradoxale Meditative der Vergegenständlichung des flüchtigen Augenblicks benannt. Mystisch sind die Pupillen der Katzenaugen, weil der Gegensatz zwischen Iris und Pupille, zwischen Dösen und Aufmerksamkeit, zwischen Weltabgeschlossenheit und plötzlicher Bereitschaft bei ihnen besonders ausgeprägt ist. Das Adjektiv "mystiques" verweist darauf, daß die dunklen Pupillen zugleich ein Loch, einen Durchgang in die Tiefe des Geheimnisses, der Unterwelt repräsentieren, den Durchgang in eine andere rätselhafte Welt, für die auch die Sphingen stehen. Unwillkürlich denkt man an Adornos These vom Rätselcharakter des Kunstwerks, der sich hier ebenfalls verkörpert. Indem die Stückchen von Gold mit feinem Sand, in sich aus aufblitzenden feinsten Kristallen bestehend und in seiner mikroskopischen Mannigfaltigkeit und Feinstruktur eine Verkörperung von Unendlichkeit und Ewigkeit (Sanduhr), verglichen werden, wird eine weitere Verbindung zwischen den Sphingen in der Sandwüste und den Katzen hergestellt. Das Unendliche findet sich wieder in den Sternen, auf die im "etoilent" ("Besternen") angespielt wird. Daß das "Besternen" undeutlich geschieht, macht erst recht aus den Pupillen der Katzen ein Pendant zur Unendlichkeit des unübersehbar mit Sternen übersäten klaren Nachthimmels.

Es sind damit noch längst nicht alle semantischen und sachlogischen Verbindungen expliziert, die in den letzten drei Zeilen des Gedichts überdeterminiert enthalten sind, in denen kodaartig das von der empirischen Wirklichkeit schon fast vollständig abgehobene, rein ästhetisch gewordene Dritte als frei schwebende Zusammenhangsstruktur entfaltet wird, die von den Katzen verkörpert wird. Die Bezüge, die in diesem surrealen Bild sich verbergen,

scheinen unerschöpflich zu sein, regen immer neue Assoziationen an, durch die aber nicht das Bild zerläuft, sondern im rätselhaften Katzen- und Sphingenblick seine organisierende Mitte behält.

Indem das Gedicht eine stetig steigernde Transformation zu diesem verdichtenden Schlußbild hin, das selbst in seiner Unerschöpflichkeith der Bezüge über sich hinausweist, durchführt, vollzieht es formal als sequentielle Struktur, wovon es spricht, und beweist es im praktischen Vollzug selbstreferentiell seine Thematik: die Autonomie der ästhetischen Erfahrung und der künstlerischen Gestaltung. Es realisiert in künstlerischer Gestaltung eine komplexe Theorie der Ästhetik und des Kunstwerks, es ist in Kunst transformierte Ästhetiktheorie.